Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

45. Jahrgang 14. Februar 1931 Nummer 4

Inhalt

Naivetät . . . . . Martin Rade
Die Meisterlehre. Zweites Stück . . . . . G.
Von der Sterbensnot der Sakramente . . . . . Paul Gerlach
Eine Psychotherapie für Pfarrer (Neumann) . Johannes Naumann
Aphorismen zur heutigen Theologie.
1. Ahnenverehrung. . . . . Walter Nithack-Stahn
Der Dichter und die Entscheidung. Zu Hermann Hesses „Narziß und Goldmund" . . . . . Gerhardt Kuhlmann
Gandhi. Von einem alten „Indier" gesehen . . . . . Heinrich Kühner
Orient und Occident. Zeitschrift . . . . . Hans Koch
Ueber neuere deutsche Arbeiterliteratur.
Zeitungen und Zeitschriften . . . . . Georg H. Neuendorff
Mensch und Maschine (Weinrich, Schmückle, Lauber, Thrasolt, Ernst, Eidlitz). . . . . Joseph Wittig
Tierpsychologie (Bastian Schmid) . . . . . Julie Schlosser
Aus der Slovakei . . . . . .
Die Jungevangelischen zur Missio canonica . . . . . .
Unerfreuliches aus Heidelberg. . . . . Martin Rade
Günther Holstein †. . . . . Joachim Wach

Bücher und Schriften – Wöchentliche Chronik – Verschiedenes – Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

ZUR KONFIRMATION!

Kirchliches Gedenkblatt

Zur Eintragung von Geburts-, Konfirmations- und Traubescheinigung mit entsprechend gewählten Bibelsprüchen.
Vier Seiten in Steindruck / Preis des Blattes 30 Pf. Bei Bezug von 100 Stück an je 25 Pf., bei Bezug von 200 Stück an je 20 Pf.

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Konfirmationsscheine

Von

Professor D. Rudolf Schäfer

26 Serien mit je 25 Scheinen, mit (100 verschiedenen Sprüchen) bezw. ohne Sprüche. Ausgeführt in Schwarz- und Rotdruck, Doppeltondruck, und Vierfarbendruck.

Probeschein 15, 20, 35 Pf.

Ausführliches Preis- und Spruchverzeichnis kostenlos

Im 3.—6. Tausend erschien:

Luthers Lieder

Mit Bildern von Rudolf Schäfer

Die Erläuterungen zu den Bildern schrieb Univ.-Prof. D. Hans Preuß, zu den Tonsätzen Univ.-Musikdirektor Prof. D. Ernst Schmidt, beide in Erlangen.

120 S. 4°. Geb. mit Pergamentrücken 7.— Mk., Ganzpergament 20.— Mk.,

32 Lieder Luthers mit Bildern Schäfers und handgeschriebenen Noten.

Eine schöne Gabe für gereifte Konfirmanden!

Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung
(Gustav Fick), Leipzig C 1

Deutscher Kulturatlas

Herausgegeben von G. Lüdtke und L. Mackensen

Der „DEUTSCHE KULTURATLAS" will Werdegang und Entwicklung des deutschen Lebens in sinnfälliger und greifbarster Weise vor Augen führen, inwieweit sie von den verschiedensten Verhältnissen und Begebenheiten abhängig sind.

Der „DEUTSCHE KULTURATLAS" wird insgesamt etwa 500 Karten, deren jede einzelne eine graphische Darstellung mit nebengesetztem Text enthält, aus folgenden Gebieten umfassen:

Vorgeschichte	Religionsgeschichte	Philosophie
Geschichte	Recht	Kunstgeschichte
Siedlung	Sprache	Musik
Wirtschaft, Verkehr	Literaturgeschichte	Bildungsgeschichte

Die Ausgabe erfolgt in Lieferungen.

Der Preis beträgt pro Lieferung (8 Karten) bei Subskription RM 1.60 Die Karten können auch einzeln bezogen werden (Mindestbezug je 8 Karten nach beliebiger Wahl), Preis solcher 8 Karten außerhalb der Subskription RM 2.—.

Aus dem Gebiete der **Religionsgeschichte** sind folgende Karten erschienen:

a) Evangelisch

214a Die Schauplätze von Luthers Leben
214b Urtypus luther. und reform. Kirchenverfassung
240 Luthers literarische Produktion
313b Johann Wichern und das Rauhe Haus
313c Verfassung der preußischen Landeskirche 1873/76
406 Preußische Kirchenverfassung 1922
407b Der Evangelische Bund

b) Katholisch

48 Arianismus und Orthodoxie
49 Mission der Merowingerzeit (bis 687)
50 Heilige der Merowingerzeit
51 Mission der Karolingerzeit
52 Klöster der Karolingerzeit
53 Bischofssitze und Sprengel der Karolingerzeit
121 Kirchliche Einteilung z. Zt. der Sachsen und Salier
125 Die Franziskaner (Minoriten) vor der Reformation
125a Der Klarissenorden bis zur Reformation
125b Der Dritte Orden des Hl. Franziskus bis zur Reformation
126 Deutschlands Beteiligung an den Kreuzzügen
217 Der Jesuitenorden im 16. Jahrhundert
409 Die katholischen Orden, Kongregationen und Sozietäten im heutigen Deutschland (Männer)
410 do. (Frauen)
411 do. Fortsetzung
411a Die Franziskaner nach der Reformation
411b Der Klarissenorden nach der Reformation
411c Der Dritte Orden des Hl. Franziskus nach der Reformation
411d Der Kapuzinerorden
411e Die Konventualen-Minoriten nach der Reformation

Wir liefern unter Bezugnahme auf diese Anzeige einen ausführlichen Prospekt kostenlos.

WALTER DE GRUYTER & CO. / BERLIN W 10,
GENTHINERSTRASSE 38

Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 4 — Gotha, 14. Februar 1931 — 45. Jahrgang

Inhalt: Naivetät [Sp. 145] — Die Meisterlehre. Zweites Stück [Sp. 146] — Vom Sterben der Sakramente [Sp. 149] — Eine Psychotherapie für Pfarrer (Neumann) [Sp. 158] — Aphorismen zur heutigen Theologie. 1. Ahnenverehrung [Sp. 164] — Der Dichter und die Entscheidung. Zu Hermann Hesses „Narziß und Goldmund" [Sp. 166] — Gandhi. Von einem alten „Indier" gesehen [Sp. 170] — Orient und Occident. Zeitschrift [Sp. 173] — Ueber neuere deutsche Arbeiterliteratur. Zeitungen und Zeitschriften [Sp. 174] — Mensch und Maschine (Weinrich, Schmückle, Lauber, Thrasolt, Ernst, Eidlitz) [Sp. 177] — Tierpsychologie (Bastian Schmid) [Sp. 179] — Bücher und Schriften: Der deutsche Richter (Berndt); Pfarrerspiegel (Niebergall); Weniger Predigt (Bär); Goethe und die Bibel (Janzer); Theologische Schriften Goethes (Barner); Goethe und die Philosophie (Bauch); Carl Sonnenschein (Thrasolt); Christus lebt in mir (Przywara); Protestantismus als Individualismus (Rost) [Sp. 181] — Aus der Slovakei [Sp. 184] — Die Jungevangelischen zur Missio canonica [Sp. 185] — Unerfreuliches aus Heidelberg [Sp. 186] — Günther Holstein † [Sp. 188] — Wöchentliche Chronik [Sp. 189] — Verschiedenes: China-Hilfe; Vom Nestor des Antisemitismus; Kleine Mitteilungen [Sp. 191] — Versammlungskalender [Sp. 192] — Anzeigen

Naivetät

Suchet den Herrn mit einfältigem Herzen. Weish. 1, 1
Werdet wie die Kinder. Matth. 18, 3

Sehnsucht nach Humanität. Dazu haben wir uns bekannt. Ist das nun eine fromme, Gott wohlgefällige Sehnsucht? Eine Sehnsucht doch, die sich an das Irdisch-Vergängliche, an das Menschenbild in uns heftet, seine Entfaltung, seine Vollendung begehrt, Steigerung seines Wesens so wie es ist, gewiß nach seinen besten edlen Zügen, aber doch für dies irdische Dasein, im Wetteifer aller natürlichen Kräfte. Schöne Menschlichkeit, Gesittung, Bildung. „Ist etwa eine Tugend. ..." Schon recht. Aber gibt es nicht Höheres? Soll sich der Christ nicht nach dem Himmel sehnen? nach der Ewigkeit? — nach Gott?

Wir wollen uns noch zu einer andern Sehnsucht bekennen. Sie scheint sich mit jener ersten kaum zu vertragen. Aber vielleicht hilft gerade sie uns weiter, auch aus dem Dilemma heraus, in das wir eben gerieten.

Naivetät! „Einfalt" zu deutsch, ja, aber das Fremdwort ist deutlicher, so wie es uns nun einmal zu eigen geworden ist. Je höher wir das Ideal der Humanität einstellen, desto weiter scheint es sich von dem zu entfernen, was einfach, natürlich und dem schlichtesten Menschen zugänglich ist. Und können wir nicht gerade im Naturhaften — wenn es unerzogen und ungebrochen bleibt — das Sündhafte des Menschen mit Händen greifen? Ist das nicht der Weisheit Anfang, daß wir unsere natürliche Ohnmacht, Schuld, Verlorenheit erkennen, an all unserm schönen Menschentum irre werden, uns selber richten und so uns in die Arme der Gnade werfen?

Aber gerade wenn wir das gepredigt bekommen, wenn eine starke Gedankenarbeit diese unsere Situation durchdringt und bloßlegt (von Paulus her), wenn alle Konsequenzen daraus gezogen werden und wir erschüttert mitten drin stehen in dieser Fülle der Gesichte — da kommt uns nun wohl die Sehnsucht nach einer einfacheren, schlichteren Wahrheit, und es ist uns, als könnten wir allein in ihr Frieden finden und — Gott haben.

Jesus kommt uns zu Hilfe: „So ihr nicht werdet wie die Kinder. ..." — Ach das ist es ja gerade! Das möchten wir gern.

Laß uns voll Einfalt werden
und vor dir hier auf Erden
wie Kinder fromm und fröhlich sein.

Aber nun mache einer die Probe und predige über Matth. 18, 1—5 eine halbe oder eine ganze Stunde lang und bleibe dabei einfältig. Es wird nicht ohne viele Künste gehen. Und wer nicht zu predigen hat, denke einmal ganz ordentlich und ausgiebig nach über dies „wie die Kinder werden". Es ist nicht so einfach. — Und vielleicht ist er froh, wenn die Humanität, wenn die Bildung eines rechten Auslegers ihm zu Hilfe kommt?

Wir nun — hier — wollen ja nichts auslegen und beantworten. Wir wollen uns nur zu der großen tiefen Sehnsucht bekennen. Und haben das Gefühl, daß wir mit diesem Verlangen nach Schlichtheit und Einfalt in Glaubenssachen auf dem Wege sind, auf den uns Jesus haben will. Auch wenn er vom Kreuze herab auf uns herniederschaut.

Die vielen Künste brauchen wir darum nicht zu verachten. Das Ziel der Humanität müssen wir darum nicht herabdrücken. Es gibt eine Naivetät, die haben wir *zunächst*, die bringen wir mit auf die Welt. Und die verlieren wir. „Da ich ein Kind war. ... Da ich aber ein Mann ward ..." 1. Kor. 13. Aber *danach* tut sich eine neue Möglichkeit auf. Man gewinnt seine Naivetät wieder. Es ist nicht ganz die gleiche, wie die verlorene. Es ist eine zweite verbesserte Auflage. R

Die Meisterlehre

2

Ihr wißt, wie man an dem alten Gottesgebot „Du sollst nicht töten" und seiner klaren Auslegung „Wer tötet, der ist dem Gericht verfallen" herumdeutelt, um Ausnahmefälle und mildernde Umstände herauszurechnen. Kraft meines Wissens um die Grundgesetze des Gottesreiches sage ich dagegen: Schon wer sich vom Zorn überwältigen läßt gegen seinen Bruder, ist dem Gericht verfallen. Wer gar die Gemeinschaft zwischen sich und dem Bruder aufhebt, der gehört vor das Hochgericht. Und wer da meint, der rechte Platz für den Bruder wäre die Hölle, der verdient selbst nichts Anderes als ewige Höllenpein. Gott allein hätte das Recht zu richten und zu vernichten, ihr habt nur die Pflicht zu lieben und zu retten.

Darum, wenn du gewillt bist, den Gottesanspruch an deine Seele durch ein Opfer aus der dir geschenkten Gabenfülle zu begleichen, so könnte es vielleicht sein, daß dir eine Schuld einfällt, die ein Bruder dir vorwirft: dann wage es nicht mehr zu denken, daß dein Opfer eine Gabe für Gott bedeutet, durch die Er geehrt würde. So gehe zu allererst zu deinem Bruder und setze dich mit ihm auseinander und bringe euer Verhältnis ins Reine. Danach verkündige mit allen dir zu Gebote stehenden Mitteln den Ruhm des, der euch für einander geschaffen hat, und der sich nicht beschenken läßt mit Etwas, was du Seinem Kinde, deinem Bruder, entziehst.

Je eher um so besser zeige deinem Gegner deinen guten Willen, deine zu jedem Opfer bereite Gesinnung — um der gebotenen Liebe willen. Noch seid ihr beide unterwegs. Noch ist es Zeit. Es könnte aber sehr schnell geschehen, daß es sich herausstellt, du hast es gar nicht bloß mit deinem Gegner zu tun. Sondern plötzlich steht an seiner Stelle der — Richter, der Wächter über Gottes Eigentum. Er wird dich zwingen zu dem, was du nicht wolltest. Hände und Kräfte stehen dem Allgewaltigen überall zur Verfügung. Er wird dich dahin bringen, wo du deine Schuld abtragen kannst und mußt. Und nicht früher lacht dir wieder die Freiheit, als bis der letzte und kleinste Rest deiner Schuld bezahlt ist. Was Gott gehört, und was zu fordern Er ein Recht hat, das kann kein Mensch Ihm vorenthalten.

Ihr wißt, wie man das göttliche Lebensgesetz „Du sollst nicht ehebrechen" seines Sinnes zu berauben sich bemüht, wie man auch an ihm so lange herumdeutelt, bis Alles verboten oder Alles erlaubt ist. Trotzdem bleibt das Gebot in seinem unmißverständlichem Sinn, welcher keine Abstriche duldet. Ja ich sage, jeder buhlerische Verkehr mit einer Ehefrau, wenn er sich auch nur auf die Augen und auf Augenblicke beschränkt, ist Ehebruch für den, der nicht bloß die — oft nur aus feiger Bequemlichkeit unterlassene — grobe Tat, sondern das Herz anschaut.

Wenn dein rechtes Auge dich am Gehorsam gegen das Gottesgebot hindert und dadurch dich in deinem Glauben an Gott als den Sinngeber deines Leibes erschüttert, so reiß es aus und wirf es von dir. Da liegt kein Sinn mehr vor, wenn ein Glied den Sinn des Ganzen zerstört. Da ist es besser, der Teil wird verneint und nicht das Ganze. So verhält es sich mit jedem Gliede. Lernt die rücksichtslose Härte gegen euch selbst! Denn es geht im Leben nicht ab ohne Verzicht und Entsagen. Unmöglich können alle Möglichkeiten sich hemmungslos ausleben. Es würde sonst jede an der andern zugrunde gehen. Der Weise legt seine ganze Kraft hinein in die eine ihm gegebene Möglichkeit. Von den unendlich vielen Wegen, die ich gehen könnte, kann ich immer nur einen gehen. Darum ist auch die Ehescheidung ein hoffnungsloser Versuch. Er führt stets in denselben Notzustand zurück, dem der sich Scheidende zu entrinnen trachtete. Es helfen auch nicht alle Bemühungen, die Scheidung nach Recht und Billigkeit gesetzlich zu regeln. So verkündige ich als Grundsatz: Auch wer nur zeitweilig seiner Frau das Licht seiner Liebe entzieht, der zerstört damit die Ehe. Und wenn sie auch hernach als schuldiger Teil belastet dasteht, so ist er doch verantwortlich vor dem Gottesgesetz. Aber auch wer sich mit einer von ihrem Mann getrennten Frau einläßt, selbst wenn er sie heiratet, ist Gesetzesübertreter, denn er zerreißt etwas noch Zusammengehöriges. Vielleicht war jene Trennung notwendige Stufe eines Gesundungsprozesses.

Bist nicht du, sondern dein Ehegatte ist der ganz allein schuldige Teil, kannst du mit unerschütterlicher Überzeugung behaupten, daß nur durch ihn eure Gemeinschaft hoffnungslos zerstört ist, so würde dich das Gottesgebot nicht zur Verantwortung rufen. Wer aber des Menschen Wesen kennt, der wird sich über die Möglichkeit eines „Allein schuldig" des Andern seine besondern Gedanken machen.

Ihr kennt ferner die üblichen Anschauungen über die Gelübde. Da preist man den Satz als göttliche Weisheit: „Du sollst keinen falschen Eid leisten und sollst Gott deine Gelübde bezahlen." Im Gegensatz dazu lautet meine Lehre: Ihr sollt überhaupt nicht unter Anrufung des Gottesnamens Versprechungen machen. Dabei trägt es gar nichts aus, daß ihr den Namen Gottes ersetzt durch „Himmel", denn er ist Sein Königsthron, oder durch „Erde", denn sie ist unter Seine Füße getan, oder durch irgendeinen Begriff, durch dessen Ehrwürdigkeit ihr eindrucksvoll euer Wort bekräftigen wollt. Nicht einmal dein dir scheinbar gehöriges Haupt sollst du zum Pfande setzen; denn in Wirklichkeit steht auch dein Haupt in der alleinigen Verfügungsgewalt Gottes. Er gibt deinem Haar die Farbe. Nur was Er will — nicht dein Trotz, auch nicht deine sittlichen Energien —, wird dein Wollen und Können bestimmen. Euer Versprechen sei klar und deutlich, entweder Ja oder Nein und nichts als Ja oder Nein, in aller Bescheidenheit und Erkenntnis eurer Grenzen. Jedes Mehr ist eine Herabwürdigung Gottes zum Handlanger eurer Selbstsucht, ein Offenbarwerden widergöttlichen Geistes.

Es ist euch bekannt, nach welchem Grundsatz man Recht spricht: „Auge um Auge, Zahn um Zahn!" Das wird als Gipfel der menschlichen und göttlichen Gerechtigkeit gepriesen, und man meint „Recht bekommen zu haben", wenn dem Gegner zugefügt wird, was man selbst erlitten hat. Erkennen wir aber unsere Lage, in der wir als Schuldner vor Gott und Menschen stehen — Gott und Seiner Kreaturenwelt verdanken Alle Alles, und Jeder hat Jedes empfangen, ist also zur Rückgabe verpflichtet —, dann werdet ihr mich verstehen, wenn ich sage: Ihr sollt nicht gleich an der gerechten Weltregierung verzweifeln, wenn es einmal „ungerecht" zugeht. Was ihr „Übel" nennt, ist ja nur ein Übel von eurem Standpunkt aus. Wer sich in Gott über sich selbst erhebt, der wird nicht mehr ohne Weiteres um solches Übels willen der göttlichen Gerechtigkeit den Prozeß machen.

Darum, wenn dich Jemand züchtigt, so frage dich, ob du nicht viel größere Züchtigung verdient hast. Ich behaupte, du hättest allen Grund, auch gegen stärkere Züchtigung dich nicht aufzulehnen. Wenn Jemand Rechtsansprüche gegen dich geltend macht, wenn es so weit ist, daß er sogar glaubt, den irdischen Richter für sich gegen dich zu gewinnen, so ist mir sicher, daß neben deiner erkannten Untreue noch doppelt so viel unerkannte, unverfolgte Untreue sich findet. Also gib mehr, als man fordert! Wenn dich Jemand um deinen Schutz bittet, so gewähre ihm nicht nur das durch die Sitte Gebotene, sondern darüber hinaus bist du verpflichtet bis zur Verletzung deines Selbsterhaltungstriebes. Ungezählte haben sich auch für dich geopfert unter Hingabe ihres Lebens. Beweis? Dein Dasein! Wenn schließlich Jemand gar keine berechtigten Ansprüche an dich hätte und muß nun bitten oder borgen mit der nur blassen Hoffnung, es rückerstatten zu können, so gib, was du kannst. Vor allem verachte ihn nicht, denn er ist, was du warst, bist und sein wirst, ein Wesen, abhängig und getragen von der Liebe anderer Wesen.

Von hier aus erhebe ich eine Forderung, die leicht als verstiegen beurteilt werden wird, die es aber durchaus nicht ist. Es handelt sich um die Schul- und Streitfrage, wie weit das Liebesgebot eigentlich gilt, ob es beschränkt werden darf auf einen Kreis von Menschen, jenseits dessen der Feind steht, den zu hassen — etwa aus nationalen, sittlichen oder religiösen Gründen — erlaubt oder gar geboten sei. Demgegenüber fordere ich, so widervernünftig es auch klingen mag: „Liebet eure Feinde!" Erkennt, daß ihr ohne sie ebensowenig leben könnt wie ohne eure Freunde, daß zwischen ihnen und euch ein unlöslicher Lebenszusammenhang besteht, daß durch sie Gott eure Sünde heimsucht, im Zaume hält und zu heilen bemüht ist. Ich sage „liebet", weil sie zu eurem Wesen gehören, wie die Frau zum Manne, wie die Kinder zu ihren Erzeugern, weil sie nicht bloß nehmen, sondern auch geben, weil in ihnen nicht der Teufel euch quält, sondern Gott vor euch steht. Deshalb heißt im Namen Gottes willkommen, die den Gottesfluch über eure Sünde ausrichten. Erkennt aber auch, welche Gottesaufgabe der Liebe ihr an ihnen zu lösen habt! Das heißt: Betet für eure Beleidiger und Verfolger! Nehmt sie hinein in eure Gottesgemeinschaft! Erblickt euch selbst in ihnen, Hungrige nach Erlösung, Durstige nach dem Heil, blut- und schicksalver-

wandte Brüder. Dann, sicherlich nur dann, werdet ihr euch wahrhaft als Kinder des Allvaters erweisen. Schaut sie an mit den Augen des Vaters, als wären es eure eigenen Kinder! Denn Er trägt sie alle in Seinem Schoß. Er durchströmt sie alle mit Seiner Kraft. Er zerreißt die Einheit Seiner Schöpfung an keiner Stelle. Er läßt Seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und läßt regnen über Richtige und Unrichtige. Er erkennt nicht die Unterschiede an, die du machst. Denn so ihr nur liebet, die euch wiederlieben, so habt ihr gehandelt wie jeder Händler. Ihr tauschtet Gleichwertiges gegen Gleichwertiges. Ihr habt dann nichts mehr zu erwarten. Solches tun auch die von euch Verachteten und aus eurer Gesellschaft Ausgestoßenen. Auch Verbrecher beachten untereinander solche Gegenseitigkeiten. Von euch aber verlange ich unter allen Umständen, daß ihr die Bruderschaft aus ihrer letzten Begründung her erfaßt und bis in die letzten Folgerungen hinein gestaltet, so wahr euer Vater im Himmel der Erste und Letzte, der in allen Wesen und Arten Lebendige und in jedem Geschehen einzig Wirksame ist. G

Von der Sterbensnot der Sakramente

1. Ein neuer Weg zur Überwindung der Sakramentsnot?

Man spricht von einem Sterben der Sakramente in der Gegenwart. Aber schon die gesamte reformatorische Bewegung kann als ein Sterben der Sakramente im Katholizismus gesehen werden. Rom braucht also nicht überlegen auf uns herabzuschauen und die Entwicklung als Folge des Abfalls anzusprechen, weil vielmehr dem Abfall die Entseelung und Erstarrung der Sakramente, ihr Sterben, schon voraufgegangen war. Von dieser Erscheinung ist demnach Niemand so schwer betroffen wie der Katholizismus, auch wenn es so aussieht, als stünde bei ihm das sakramentale Leben noch heute in Blüte und gäbe dem kirchlichen System die besondere Kraft. Jede protestantische Kirche, jede Sekte, jeder Laienprediger ist ein Zeugnis, daß christliches Leben der Sakramente nicht bedarf, die an anderer Stelle mit Zähigkeit behauptet werden, daß die Durchbrechung einer abgestorbenen Schale nicht Ende, sondern neuer Anfang sein kann. Leider wird der ganze damit zusammenhängende Komplex bei uns zumeist in verzagter Wehleidigkeit umgekehrt beurteilt, nachdem die protestantischen Kirchen als Protest gegen die auf allen Daseinsgebieten rapide Auflösung bisheriger Formen sich immer mehr verkirchlicht und das Formale als entscheidend in den Vordergrund geschoben haben. In den kirchlichen Berichten erscheint dann das selbstmörderische „noch" — „noch wurden die meisten Kinder getauft" — als habe man das Wissen von einem Zustand, in dem das alles zu Ende sein würde. Wohl gar damit auch Kirche, Christentum, Reich Gottes! Weil die Quellen verstopft oder versiegt wären, aus denen das Reich Gottes emporsteigt. Um sich diesem Gang der Entwicklung entgegenzustemmen, wird Alles versucht, was irgendwie die Sakramente begehrter machen könnte: hochkirchliche Bestrebungen, Gemeindeorganisation und Ähnliches.

Was mich aber zu diesen Ausführungen veranlaßt, ist nicht diese oder jene Bewegung, sondern der Versuch eines den Problemen der Gegenwart sehr aufgeschlossenen Mannes (Paul Tillich „Religiöse Verwirklichung" Furche-Verlag, Berlin 1930, Abschnitt 7: Natur und Sakrament), eine neue sakramentale Situation zu schaffen, aus der die Erhaltung der Sakramente möglich würde.

Tillich fürchtet, daß ein völliges Verschwinden des sakramentalen Elements zu einer Aufhebung der kirchlichen Existenz selbst führen würde. Gegenüber der symbolistischen Auffassung der Sakramente — sobald dieser symbolistische Charakter aufgedeckt wird, ist das Sakrament profanisiert, getötet, gestorben — und gegenüber der ritualistischen Auffassung, welche das Sakrament aus der göttlich-historischen Einsetzung ableitet und den Elementen nur eine zufällige, unwesentliche Bedeutung zuschreibt, fordert Tillich als die neue Situation, aus der das Sakrament neues Leben gewinnen könnte, die realistische Auffassung. Sie spricht dem Wasser als solchem eine Mächtigkeit zu, durch die eine sachlich notwendige Beziehung zwischen Taufe und Wasser gefunden wird. Im Abendmahl werden Brot und Wein Repräsentanten des Leibes und der in ihm zusammengefaßten Mächtigkeit der Natur überhaupt:

> Das Sachliche der Dinge ist zugleich ihre Macht. (S. 154)
>
> Die Natur ist nicht nur in sich ruhender Kreis, sondern auch einmalige Geschichte, und durch die Beziehung zur Natur wären auch die Naturelemente entdämonisiert. Die Naturelemente, die in das Sakrament eingehen, sind nicht heilige Gegenstände neben anderen unheiligen, sondern sie repräsentieren den transzendenten Sinn, der allem Übrigen zukommt. (S. 165)
>
> Ist die Natur entmächtigt, so ist das Sakrament Willkür, und hat keine Kraft, eine sakramentale Sphäre zu tragen. Gibt es aber wirkliche Mächtigkeit der Natur, so besteht auch die Notwendigkeit, sie zu entdämonisieren, sie einzubeziehen in den heilsgeschichtlichen Prozeß. (S. 167)

Diesem ganz knapp skizzierten Standpunkt Tillichs stelle ich folgende Einwände entgegen:

1. Ist es biblisch, d. h. verträgt es sich mit dem Glauben an den einen allmächtigen Gott, der Natur eine neue Selbstmächtigkeit zu verleihen? Gerade da liegt das Befreiende des Gottesglaubens, daß Niemand von sich aus Macht hat, sie sei ihm denn von oben herab gegeben (Joh. 19, 11). Gewiß hat die Natur Macht, aber ihre Macht liegt überall in den Fesseln des Alls. Auch die Sonne vermag von sich aus, aus eigener Macht, nicht einen Millimeter aus ihrem Sklavenbett zu weichen. Die mächtigste Macht ist als Stück der Welt ein hilfloses Kind. An anderer Stelle seines Buches bekennt sich Tillich zu diesem Glauben: „Es ist das Wesen des unbedingten Seins, daß wir ihm gegenüber nie und in keiner Form unser mächtig sind." (S. 189)

Trifft dies auf uns zu, dann aber auch auf alle unsere Brüder im Fleisch, die kleinen und die großen, die Bakterien und die Sonnensysteme. Da ist Heilszustand, wo unsere Entmächtigung, die Unterstellung unserer Eigenmacht unter die unbedingte Gottesmacht erkannt und bejaht wird, wo die Kindschaft geglaubt und gelebt wird. Die Natur ist als wartende mit diesem Heilszustand verbunden. Sie wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes (Röm. 8, 19), wir können wohl sagen, wie Wurzel und Stamm der Pflanze auf die Entfaltung der Blüte warten.

2. Deshalb dürfen wir nicht von einer Entdämonisierung der Natur reden, die notwendig wäre, um sie in den heilsgeschichtlichen Prozeß einzubeziehen. Die Natur ist Neutrum, weder gut noch böse, ist Einheit, in der es keine Eigenmächtigkeiten gibt. Deren Scheinmacht ist nur der Mensch in seiner Scheinfreiheit, der ja vermag, zum Abfall von der Wahrheit verführen läßt. Ist der Mensch entdämonisiert, so ist die Schöpfung wiederhergestellt.

3. Schließlich glaube ich, daß aus einer inneren Situation, wie Tillich sie kennzeichnet, alle anderen Sakramente und heidnischen Kulte eher Lebenskraft empfangen könnten als gerade die biblischen. Auf diesem Wege müßte es zu einem radikalen Bruch mit der christlichen Tradition kommen. Solche Sakramente wären nicht einmal Fortsetzung der christlichen Geistesbewegung in anderer Form. Bei Taufe und Abendmahl jedenfalls hat der Gedanke an die Repräsentation der Natur weder in ihrem Entstehen noch in ihrer Geschichte jemals Bedeutung gehabt. Ihr Sinn liegt mithin auf einer ganz anderen Ebene. Den klarzulegen wäre jetzt unsere Aufgabe.

2. Das geschichtliche Werden der Taufe

Die Taufe stellt sich im Neuen Testament als geschichtliches Ergebnis wesensverschiedener Bestandteile dar. Sie tritt zunächst als Johannestaufe entgegen, als kultisches Mysterium, vielleicht nur als rituelle Zeremonie, wie auch die Synagoge an den Proselyten die Beschneidung und dann die Wassertaufe als Reinigungsbad vornahm. Johannes selbst legt den Nachdruck auf die Sinnesänderung. Nirgends gibt die Überlieferung dem Jordan als heiligem Strom die Bedeutung, die z. B. der Ganges bei den Indern hat. Der prophetische, nüchtern ethische Rationalismus hat durchaus das letzte Wort. Für Naturmystik oder Naturdämonie bietet sich nirgends der geringste Anhaltspunkt. In der Wirksamkeit und Lehre Jesu spielt die Taufe, abgesehen von der Taufe Jesu durch Johannes, gar keine Rolle. Kein Gleichnis, kein Lehrwort fordert sie. Wir haben keine Schilderung einer Jüngertaufe. Jesus selbst tauft nicht. Auch Paulus sieht seine Aufgabe nicht im Taufen. So muß selbst ein Theologe wie Reinhold Seeberg (Zur systematischen Theologie, Leipzig 1909, S. 273) folgende Feststellung machen:

> Aber freilich ist es jetzt auch begreiflich, daß die Kirchenlehre mit Recht von einer absoluten Notwendigkeit der Taufe absieht.

Wie eine „nicht absolute Notwendigkeit" aussieht, wird leider nicht gesagt.

Je stärker sich die Christengemeinde von der Synagoge, respektiv von den Heiden abgrenzt, um so mehr tritt das Bedürfnis nach Satzungen, Sitten, Riten und Abzeichen hervor. Die Taufe war hierfür insofern geeignet, als sie an die Tradition anknüpfen konnte, an die Johannes- und die Proselytentaufe der Synagoge, und anderseits christlich erweiterungsfähig war, während die Beschneidung durch ihre Stellung im mosaischen Gesetz unlöslich mit dem ganzen Gesetz verbunden blieb. Die christliche Erweiterung bot sich dar in der Geistmitteilung, durch welche die Taufe erst eine rechte christliche Taufe wurde. Hier geht sie die Verbindung ein mit spezifisch christlichem Gedankengut. Wie die Taufe Jesu sich erst dadurch vollendet, daß zu dem irdischen Geschehen das himmlische hinzukam, daß der Himmel sich öffnete und der Vater sich dem Sohne mitteilte, ebenso wird nun die Taufe als Wiederholung jenes Vorgangs ein Akt des Glaubens. Man erwartet, daß der Geist auf dem Wege, auf dem er überlieferungsgemäß schon einmal gekommen ist, nun auch wieder kommen wird. Die dabei übliche Handauflegung stellt weniger eine Verbindung von Mensch zu Mensch her, als ob der Geist vom Geistträger mitgeteilt würde, vielmehr ist es die alte Geste des Segnenden, des fürbittenden Gebetes. Der Geist selbst ist Geschenk des himmlischen Herrn.

Erst als die außerhalb der Gemeinde Stehenden ihre heidnischen, mystischen Anschauungen mit der Taufe vereinten, wurde auf der nächsten Stufe die Taufe zum Sakrament. Der Akt des Glaubens verdichtet sich zum harten, massiven Torpfeiler zur ewigen Seligkeit.

3. Die Taufe in der Gegenwart

Mit dieser historischen Grundlegung haben wir Maßstäbe gewonnen für eine materiale und formale Würdigung der Taufe und ihres Wertes für Gegenwart und Zukunft. Das Wesen der christlichen Taufe liegt im Geistempfang, während das Wasser nur „schlecht Wasser", zufällige historische Erinnerung ist. Der Geist ist — paradox gesagt — die Materie dieses Sakraments, denn nur er kann die Taufe zu einem Bad der Wiedergeburt werden lassen.

Damit stehen wir jenseits vom symbolistischen Standpunkt. Es handelt sich gar nicht um Sinnbild der Reinigung oder dergleichen. Unter dem Wasser nehmen wir die wartende Haltung Jesu ein, daß uns das mitgeteilt werde, was ihm in dieser Lage mitgeteilt wurde. Überwunden ist auch die enge ritualistische Auffassung, die meint, etwas „Göttliches" getan zu haben, weil ein göttlicher Befehl ausgeführt wird. Erstens müßte dann jedes ausgeführte Gebot in den Rang eines Sakraments erhoben werden; zweitens tun wir nur etwas Menschliches, wir können ja auch nie mehr tun. Wir bitten, wir beten, wir öffnen die Hände, damit auf uns, die eingetaucht sind in die Welt mit ihren Elementen, der komme, der nicht Element, nicht von dieser Welt und ihrer Gestalt ist. Sobald es sich bei der Taufe um die demütige Bitte um Geistempfang handelt, verschwindet auch die Nötigung zu einer realistischen Deutung, wie Tillich sie fordert. Gesagt aber muß werden, was Geist und Geistempfang ist. In Analogie zur Taufe Jesu besteht die Geistmitteilung in der einen Aussage Gottes über sein Kind. Was nun Jesus im Verborgenen gehört hatte, das verkündigen seine Boten von den Dächern; was Jesus um Gottes willen glaubte, das werden wir um Jesu willen geheißen zu glauben. Die Aussage, die im Auftrage Jesu die Kirche als taufende über uns macht, unsere Kindschaft, kann entweder im Glauben bejaht oder im Unglauben verneint oder im Kleinglauben eingeschränkt werden. Taufe und Glaube sind zur Seligkeit nötig, die Mitteilung und ihre Annahme, ihr Fürwahrhalten. Der Bejahende steht im Glauben, er hat den Geist, ist ausgerüstet mit himmlischen Kräften, er weiß sich als Eigentum des ewigen Vaters, der ihn, sein Kind, liebt. Was das bedeutet, den Wert dieser Aussage zu fassen oder Andern darzulegen, ist kein Menschenverstand fähig.

Ob auf den Namen Jesu oder auf den Namen des Vaters oder mit der trinitarischen Formel getauft wird, in allen Fällen spricht der Glaube dieselbe Bitte aus. Gänzlich abzulehnen, weil er aus einem Glaubensakt einen Rechtsakt macht, ist der Adoptionsgedanke, als würden wir durch die Taufe zu Etwas, was wir vorher nicht waren. Gotteskindschaft verleiht nicht, sondern stellt fest unsern character indelebilis. Auch Jesus wurde nicht durch die Taufe erst zum Christus, sondern war es von Anfang an. Ebensowenig werden wir durch die Taufe Christen. Am Kindschaftsverhältnis kann sich niemals etwas ändern. Das besagt ja gerade das aus den natürlichen Verhältnissen entnommene Bildwort. Keine Adoption hebt die vitale Gemeinschaft zwischen Erzeuger und Erzeugtem auf.

Erkennen wir im Taufen einen Glaubensakt, so vergewaltigen wir das Sakrament nicht, vielmehr stellen wir seinen ursprünglichen Gehalt wieder her. Christlich getauft wurde, wer den christlichen Glauben bekannte. Glaubensbekenntnis war Taufbekenntnis.

Als Glaubensakt entgeht die Taufe schließlich ihrer schlimmsten Mißdeutung, der magischen. Der Volksaberglaube, der magisch denkt, sieht bekanntlich in ihr eine Art frommer Schutzimpfung.

Die Taufe ist keine Aufhebung, sondern Bestätigung der Wahrheit, daß der Mensch allein durch den Glauben gerecht wird. Es wäre deshalb konsequent, wenn der Begriff Sakrament in Bezug auf die Taufe auf reformatorischem Boden überhaupt verlassen würde, wenn das reformatorische Prinzip weiter dahin ausgedehnt wird, wohin es selbst die Bahn gebrochen hat. Wie stark das Taufsakrament schon zur Zeit der Reformation umstritten, daß es auch schon vom Sterben der Sakramente mitergriffen war, zeigt die Tatsache der Täuferbewegung. Der Fehler der täuferischen Bewegung war, daß sie den lebendigen Glauben als menschliche Fähigkeit zur Grundlage der Taufwürdigkeit und damit der Seligkeit machte. Gefühlsmäßig flüchtete demgegenüber der religiös tiefer empfindende Luther zurück in den Sakramentalismus. Das Wesen des Glaubens war eben noch nicht zum letzten, klaren Ausdruck gebracht. Nicht die Tatsache, daß wir glauben, macht uns gerecht, sondern allein die Tatsache, an die wir glauben. Diese Tatsache ist es, von der die Taufe redet.

Große Bedeutung besitzt die Taufe für die Kirche und ihre Geschichte in formaler Beziehung. Sie wurde für das heilige christliche Volk, was die Beschneidung für Israel war, und bildete das Zeichen, Siegel und Pfand, welches elastisch und zäh genug war, die Getauften aneinander zu binden. Die sakramentale Schale war ferner einerseits für die noch in der Minderheit befindlichen Christen der Schutzpanzer, der sie vor dem Aufgesogenwerden durch fremde Geistmächte schützte, anderseits die Angriffswaffe, mit der das Christentum in die geschlossenen Heerhaufen der heidnischen Völker einbrach. Jede Taufe — ein Sieg, ein Durchbruch und Einbruch des Glaubens, ein Saatkorn, bestimmt, hundertfältige Frucht zu bringen. Diese Situation ändert sich aber völlig, wo die Christen aus der Minderheit zur Mehrheit, zum christlichen Volk wurden. Da trat der Bekenntnischarakter je länger je mehr zurück, und es wurde das „Sakrament" daraus mit allen seinen Mißdeutungen. Je stärker aber die Mißdeutungen dem gesunden, nüchternen Denken und dem echten Glauben widersprechen, um so tödlicher erkrankt das Sakrament. Von den Primitiven wird es weiter im abergläubigen Sinne begehrt, bei den Denkenden wird es ertragen als Sitte oder allmählich immer mehr vernachlässigt, schließlich um seines Mißbrauchs willen von den Führern bekämpft. Ist ein Befehl ausgeführt, dann ist es sinnvoll, einen neuen Befehl, der der neuen Lage entspricht, abzuwarten. Innerhalb der christlichen Völker liegt jetzt ein Zustand vor, wie er bei der Gebung des Taufbefehls nicht vorausgesetzt war. Was damals notwendig war und wofür die Gemeinde im Geist die rechte Weisung erhielt, ist durch eine neue Situation verdrängt worden, aus der wir aber noch nicht den lösenden Weg erkannt haben. Unmöglich die Hoffnung, wir könnten eine neue für die sakramentale Sphäre günstigere Situation schaffen. Situationen entstehen aus dem Gang des Werdens. Für uns kommt es nur darauf an, das jetzt vom Geist Geforderte zu erkennen und zu tun.

Durch das Bestehen von zahlreichen gegensätzlichen christlichen Kirchen hat ferner die Taufe den Sinn der Aufnahme in die Kirchengemeinschaft verloren. Die Taufe ist kein Priester- und kein Kirchenprivileg. Nur für Rom liegt die alleinseligmachende Taufe in der Linie der alleinseligmachenden Kirche. Für die übrigen Kirchen wurde die Taufe etwas Überkirchliches, wodurch man sich nicht mehr scheidet, vielmehr noch eine höhere Einheit ahnt. Besonders schwierig wird für den starren Sakramentsglauben aber eine Erscheinung wie das Quäkertum, wo überhaupt kein Sakrament gepflegt wird. Wer aber wollte den Quäkern, gerade ihnen, bei welchen die Realität des Geistes durch Taten in der profanen Sphäre vielleicht am hellsten in der geistigen Verwirrung des Krieges und der Nachkriegszeit aufgeleuchtet ist, die Teilhaftigkeit an dem Baum, der aus dem Saatkorn Jesus aufwuchs, streitig machen? Wer wollte diesen Christen, die nicht getauft wurden, deshalb den Christennamen verwehren?

Was zu tun ist? Es ist zunächst peinlich darauf zu achten, daß die Taufe keinen andern Eindruck erweckt, als den sie erwecken soll. Alles sakramentale Wesen ist vom Übel, sofern es wie priesterliches Tun aussieht. Die Taufformulare müßten unter deutlicher Bezugnahme auf die Jesustaufe im Jordan den Glauben an unsere ewige Gotteskindschaft — zum Ewigen gehört auch die Anfangslosigkeit — und die Bitte um die Selbstmitteilung Gottes erlebnismäßig veranschaulichen. Gott wird den Heiligen Geist schenken denen, die ihn darum bitten. Die Taufe sei nichts Anderes als sinnfälliger Ausdruck des Glaubens an die Kindschaft.

Damit wäre auch die Taufe vor dem Bedürfnis unserer Zeit nach intellektueller Ehrlichkeit gerechtfertigt ohne Beeinträchtigung ihres religiösen Gehaltes. Als Glaubensakt hat die Taufe eine Aufgabe und wird sie behalten, solange Bekenntnis als Aussprache des Glaubens eine uns von Gott gegebene Pflicht ist. In dieser Sinngebung hat auch die Kindertaufe ihr Recht. Wie Jesus das Kind als Gleichnis für das Stehen im Gottesreich preist (Matth. 18, 1 ff.), wie er sich selbst mit dem Kinde identifiziert, so kann gerade die Kindertaufe diesen Glauben unmißverständlich bezeugen.

Trotzdem darf eine Tatsache nicht übersehen werden. Je weiter die Verchristlichung der Menschheit fortschreitet, äußerlich und innerlich, um so geringer wird das Bedürfnis nach äußerer Geltendmachung der religiösen Wahrheit werden. Schon der alttestamentliche Prophet überschaut diesen Gang der Gottesgeschichte (Jerem. 31, 34 „und wird Keiner den Andern, noch ein Bruder den andern lehren und sagen: Erkenne den Herrn! sondern sie sollen mich Alle kennen, Beide, klein und groß"), und in der Vollendung gibt es keinen Tempel mehr, denn der Herr, der allmächtige Gott, ist ihr Tempel (Offb. 21, 24). Was der Andere ebensogut weiß wie ich, braucht schließlich nicht mehr unter uns gesagt zu werden. Das Ende der Kirche ist gleich dem Ende des guten Arztes, der seine Güte damit beweist, daß er sich überflüssig macht.

4. Das Sakramentale der katholischen Messe

Sakramentales Denken knüpft das Heilige unlöslich an eine konkrete Stelle oder den Gegenstand — der heilige Rock in Trier kann nicht durch einen beliebigen anderen ersetzt werden, die Priesterweihe muß durch die ununterbrochene Sukzession als echt garantiert werden. Eine diese wesentliche Seite berücksichtigende Definition des Begriffs „Sakrament" würde die Taufe nicht unter sich zu fassen vermögen. Wohl aber scheint es, als stünde der sakramentale Charakter des Abendmahls in dieser Hinsicht ohne Weiteres fest. Die Materie dieses Sakraments ist ja nicht der dem Wesen nach unkonkrete Geist — der Geist Gottes weht, wo er will —, sondern es ist der historische Mensch Jesus, der Fleischgewordene, der auserwählte Eckstein, und gerade nicht als der Erhöhte, wo er als Geist dem Reich des Konkreten wieder entnommen wäre. Die Macht dieses Sakraments, am stärksten veranschaulicht in der Hochgotik, in ihrem Sakralbau und ihrem hierarchischen Anspruch, beruht auf der Transsubstantiation, die nur die eine Kirche durch den von ihr geweihten Priester vollziehen kann in der einen allein gültigen Form. Darum auch das starre Festhalten an der lateinischen Kirchensprache! Wer deshalb dem römischen System Verständnislosigkeit für die nationalen Belange vorwirft, beweist nur seine Verständnislosigkeit für das römische System. Die Freiheit von der Sprache Roms führt zuletzt zur Freiheit von Rom selbst. Ausschluß vom Abendmahl ist hier Ausschluß von der ewigen Seligkeit, die nur an dieser einen Stelle ergriffen oder hoffnungslos verloren wird. Hier ist wirklich realistisches Sakrament, weder Symbol noch Ritus, sondern Alles liegt an dem greifbaren Brot in der Hand gerade dieses Priesters der einen, allein wahren Kirche des einen, einzigen Erlösers der Welt.

Dieser Realismus ist allerdings weltenweit verschieden von der „realistischen" Auffassung Tillichs (S. 147): „So stehen Brot und Wein als Repräsentanten des Leibes und der in ihm zusammengefaßten Mächtigkeit der Natur überhaupt." Käme es auf die Mächtigkeit der Natur an, so könnte Jeder jedes beliebige Stück der Natur herausgreifen und es zum Repräsentanten machen. Würde es praktisch versucht, so endete das Ganze in einer ästhetischen Spielerei, durch die weder die sakramentale Schicht erschüttert noch eine neue geschaffen würde. Wollen wir, bedürfen wir eines neuen Sakramentalismus, dann müßte er so sein, wie er in der Gotik gewesen ist. Das wäre aber auch durch die planvollste Kirchenpolitik nicht zu erreichen und würde im günstigsten Falle zu einem negativen Ende führen, wie die Gotik und die römische Politik negativ geendet hat. Sind wir Protestanten, dann hat eben dieser realistische Sakramentalismus über uns

keine Macht mehr. Wir bewundern ihn vielleicht als einzigartiges historisches Phänomen, aber wir fühlen uns nicht veranlaßt um unserer Seligkeit willen römisch rite zu kommunizieren. Der Vorwurf der Ketzerei raubt uns auch nicht eine Sekunde die Seelenruhe. Die Sakramentskirche hat sich an uns mit ihrem Anspruch als ohnmächtig, als tot erwiesen. Ihr Messebegriff ist uns „vermaledeite Abgötterei". Luthers zähes Festhalten an der Ubiquität stammt letztlich aus seiner Kampflage gegenüber Rom. Der eine wahrhaftige Christus darf nicht Rom überlassen bleiben, indem die Protestanten sich mit dem schattenhaften Symbolismus begnügen. Denen, die mit satanischer Unverschämtheit, in gottfeindlicher Hybris Gott für sich allein beanspruchten, konnte nur eine Kirche wirkungsvoll entgegentreten, die das vollgültige Sakrament der Hand des Alleinbesitzers entriß, die auch denselben, einen, göttlichen Erlöser zu spenden vermochte, während das blasse Symbol vor der Realität wie ein freiwilliges Zugeständnis der Unterlegenheit ausgesehen hätte. So war der Sakramentalismus des Luthertums geschichtlich notwendig, um das Abendmahl überhaupt erst einmal zu seinem eigentlichen Selbst zu befreien, ihm den Weg zu bereiten zur Wiederentfaltung des eigenen Wesens. Nur so konnte der Absolutheitsanspruch einer menschlichen Organisation zerstört und die Ehre Gottes wiederhergestellt werden.

Aber diese ganze Lösung ist zunächst nur für die innerchristliche Politik von Bedeutung. Wie aber, wenn wir die christliche Front einmal von dem heidnischen Außen her betrachten? Kann mit derselben Erbitterung, mit der Luther das Heilige in den anmaßenden Händen Roms sah, nicht auch die Heidenwelt heute den Christen dieselbe gottfeindliche Hybris zum Vorwurf machen? Müssen sie nicht vor den Christen erst zu Kreuze kriechen, um das Kreuz zu gewinnen? Wer soll ihnen das Abendmahl vollgültig spenden, wenn nicht die Christen? Hängt damit die Vergebung ihrer Sünden nicht ab von menschlichen Zufälligkeiten, vom Missionseifer, respektive der Missionsträgheit menschlicher Organisationen? Der Unschuldige muß es ewig büßen, wenn falsche Methoden, mangelnde Energie ihm die Heilsspeise nicht zur rechten Zeit brachten! Ist aber der Heide selbst schuld an seinem Unheil mit seinem Unglauben, dann wäre auch sein Heil nur noch seine Sache. Was kümmert ihn dann das ganze Sakrament der Christen?

Aller Sakramentalismus beruht letzten Endes auf dem Glauben an die Heilsnotwendigkeit des Sakraments, und zwar wird das Heilsgut als unlöslich verbunden gedacht mit dem es vermittelnden Sakrament. Sein Empfang ist die unumgängliche Voraussetzung zur Erlangung des Heilsgutes. Die Taufe kann in diesem Sinne, wie wir gesehen haben, nicht als „Sakrament" verstanden werden. Sollte auch beim Abendmahl der Sakramentscharakter etwas Sekundäres sein, welches im Widerspruch steht zur ursprünglichen Absicht des Urhebers? Wollte denn Jesus die ausschließliche Bindung der Sündenvergebung an den Empfang des Abendmahls? Nur dann würde diese Absicht dem Abendmahl seinen einzigartigen sakramentalen Wert geben. Das wurde in der Blüte der Sakramentsmystik ja auch geglaubt. Es sollte aber von uns nicht vergessen werden, daß in den ersten christlichen Jahrhunderten auch ganz andere Vorstellungen, z. B. der Gedanke vom pharmakon athanasias, vom Heilkraut der Unsterblichkeit, überwogen. Der Sinn des Abendmahls wurde auf verschiedenen Stufen verschieden gedeutet. Wie jedes objektive Ereignis gibt auch der Tod Jesu der subjektiven Deutung volle Freiheit.

5. Was wollte Jesus mit dem Abendmahl?

Die klassische protestantische Definition des Kirchenbegriffs (Conf. Aug. VII) sieht die Kirche in der Versammlung der Heiligen, in der das Evangelium rein gepredigt et recte administrantur sacramenta, wo die Sakramente richtig verwaltet werden. Was richtige Verwaltung des Sakraments ist, kann vom reformatorischen Standpunkt aus nicht ermittelt werden in der römisch-katholischen Tradition, konsequenterweise aber auch nicht in der lutherischen Tradition, nicht in dem primitiven Aberglauben, auch nicht in irgendeiner religionsphilosophischen Sakramentstheorie, sondern allein in der Heiligen Schrift; das heißt: am Willen des Erblassers müssen die Richtlinien gefunden werden, nach denen sein Erbe zu verwalten ist. Was wollte Jesus mit dem Abendmahl? Das ist die einzige, die entscheidende Frage dieses Sakraments.

Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, wenn jetzt eine eingehende Untersuchung der Quellen über das Abendmahl folgte*). Stattdessen seien nur die Resultate einer solchen Untersuchung zur Diskussion gestellt.

Weder aus den Abendmahlsberichten noch aus irgendeinem Lehrwort Jesu läßt sich eindeutig die Heilsnotwendigkeit — geschichtlich notwendig ist etwas Anderes als heilsnotwendig — des Abendmahlssakramentes nachweisen. Die am meisten dafür sprechende Stelle, Joh. 6, gibt auch einer völlig unsakramentalen Auffassung: Christusgemeinschaft des Geistes, freien Raum und verbietet mit Vers 63 „Der Geist ist es, der da lebendig macht; das Fleisch ist nichts nütze" förmlich den groben Sakramentalismus. Und Vers 65 „Niemand kann zu mir kommen, es sei ihm denn von meinem Vater gegeben" schneidet aller kirchlichen Selbstüberhebung, als könnte die Kirche durch die ihr verliehenen Gnadenmittel das Heil garantieren, den Lebensnerv ab.

Die Vergebung der Sünden um des Opferlammes willen, welche als Hauptaufgabe des Sakraments im Kleinen Katechismus Luthers genannt wird, ist nach Jesu Worten an ganz andere Bedingungen geknüpft. Matth. 5, 25 und 7, 14—15 machen die göttliche Vergebung ausdrücklich abhängig von unserm den Menschen Vergeben. Sollten diese ernsten, an das Letzte rührenden Worte durch die Abendmahlseinsetzung suspensiert worden sein? Sollte der Meister mit seinem Sterben eine andere Lehre verkünden als mit seinem Leben?

Wie das Johannesevangelium die Fußwaschung als den letzten Willen Jesu bildhaft schildert mit der Absicht: Joh. 13, 15 „Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr tut, wie ich euch getan habe", ebenso können wir vom Abendmahl sagen, daß hier eine prophetische Handlung vorliegt, ein Tatgleichnis, ein Bild, ein letzter Versuch, den Sinn des grausamen Geschehens zu verdeutlichen. Auch Tillich muß den offenkundig gleichnishaften Klang und das Näherliegende der symbolistischen Antwort zugeben (S. 146). Unmöglich auch, das Brot als Symbol für den erhöhten Leib Christi zu nehmen, da ja nur auf den historischen Vorgang, den Tod Jesu, hingezielt wird.

Der Sinn dieses Vorgangs soll zum Ausdruck kommen. Wir versuchen ihn so wiederzugeben:

1. Dieser Tod ist kein unvorhergesehenes Unglück, sondern notwendiges Geschehen.

2. Aber nicht Gott ist der Opferblutdurstige, das Opfer wird lediglich um der Menschen willen und für die Menschen gebracht. Sonst wäre ein Ausschütten des Weines auf die Erde nach heidnischer Sitte das einzig Sinnvolle gewesen.

3. Das Abendmahl ist durch den Begriff des neuen Bundes und die neue Deutung des Passahmahles ein Protest gegen den jüdischen Sakramentalismus, der aus dem Gottesbunde eine formale Rechtsorganisation hat werden lassen.

*) Während sich mein Artikel im Druck befindet, erhalte ich Kenntnis von der Abhandlung Paul Fiebig's: „Die Deuteworte Jesu" in der vorigen Nummer. Ich empfinde die historischen Feststellungen Fiebigs überall als eine wertvolle Ergänzung und Stütze meiner Position. In den inneren Folgerungen und praktischen Forderungen glaube ich über Fiebig hinauszugehen, aber ohne das Gefühl des inneren Widerspruchs.

4. Das Wesen des Opfers — vom alttestamentlichen Propheten geschaut (Hosea 6,6 „Ich habe Lust an der Liebe und nicht am Opfer = Matth. 9,13) — wird in seiner einzig gültigen Form, dem Selbstopfer, dargestellt, um nach dieser lehrhaften Unterweisung durch die Tat vollendet zu werden.

Da wäre das Abendmahl recht verwaltet, wo dieser sein Sinn durch die Feier unmißverständlich zum Ausdruck käme. Jeder andere Sinn läßt sich vielleicht aus Paulus oder sonstiger urchristlicher Gemeindetheologie begründen, aber nicht aus der Höchstschau des alttestamentlichen Propheten, auch nicht aus der prophetischen Verkündigung Jesu selbst. Dann erst hätten die reformatorischen Kirchen ihre kultische Aufgabe gemeistert, wenn dies Sakrament wirklich nach dem Willen seines Urhebers erfaßt und demgemäß gefeiert würde. Es ist das Unglück dieses Sakraments, daß es zum Sakrament geworden ist. Die Kirche, dann die Kirchen nahmen das Heilige in selbstsüchtige Verwaltung, erst um zu dienen mit der ihnen anvertrauten Gabe, dann um einen Wert in der Hand zu haben, der ihnen einen Vorrang vor aller Welt sichere. Diese Sakramentsvergötzung wurde auf der andern Seite erleichtert durch das verständliche Bestreben des naivem Egoismus, der irgendwo greifbare Sicherungen sucht, um nicht vor dem Absoluten zu vergehen, der also gerade dem ausweichen möchte, was das Abendmahl lehrt und vom Glauben fordert.

Jesus hat durch das Abendmahl in Verbindung mit seinem Opfertod ein Feuer von äußerster rationaler Helligkeit und radikalstem Gottesanspruch angezündet. Dem Herrn des Lebens und der Welt gehört alles Leben in der Welt. Das ist die göttliche Bestimmung seiner Kinder, und zwar eines jeden Kindes, aus dem Irrtum der Sünde, die das eigene Dasein zum Selbstzweck macht, erlöst zu werden und das Geopfertwerden im Glaubensgehorsam zu ertragen. Damit hat das göttliche Kind den Gipfel seiner irdisch-fleischlichen Bestimmung erreicht, nicht als höchste Anstrengung seines ethischen Wollens, sondern als Offenbarwerden der ethischen Wahrheit, die das Eigentumsrecht Gottes an seinem Geschöpf zum einzigen Inhalt hat. Dieses angezündete Feuer (wir nennen es den prophetischen Rationalismus, weil seine Wahrheit ohne Weiteres einzusehen ist und seine Erfüllung die Erfüllung aller Heilserwartung bringt; wir nennen es ethischen Realismus, weil das Geforderte den Verhältnissen der Lebendigen untereinander und dem Verhältnis des Lebendigen zum Lebensherrn nüchtern, sachlich gerecht wird) — dieses Feuer kam unter der sakramentalen Schicht in die Gefahr erstickt zu werden. Aber es beweist seine göttliche Kraft, indem es alle Hüllen und Sicherungen durchbrennt, indem es als stärkstes Wort, wodurch Gott Menschenstolz zerschlägt und Menschenherzen an sich zieht, alle magischen, ästhetischen, philosophischen Worte an Mächtigkeit übertrifft. Niemals ist wohl ganz in der Christenheit beim Abendmahl das Gefühl für dies wahrhafte mysterium tremendum erloschen. Die reale Macht des Todes ist die Materie dieses Sakraments. War es bei der Taufe die Geburt — besser: die Wiedergeburt — so ist es hier der Tod, wodurch die Doppeldeutigkeit unseres geschöpflichen Lebens erkannt wird.

6. Wesen und Zukunft ohne Sakramente

„Sakramental sind alle Gegenstände und Vorgänge, in denen das Seins-Jenseitige in einem Seienden gegenwärtig angeschaut wird." Dieser Definition Tillichs (S. 162) ist durchaus zuzustimmen. Nur darf nicht vergessen werden, daß diese Definition nicht dem entspricht, was kirchliche Praxis und vulgäres Heidenchristentum aus dem Sakrament gemacht haben: Gegenstände und Vorgänge, durch die der Mensch in den Besitz seinsjenseitiger Werte gelangt, Gotteskindschaft und Sündenvergebung.

Bei der Taufe ist es das Kind — und nicht das Wasser —, an dem das Göttliche im Menschen transparent wird, wenn es nicht bloß als geboren aus dem Wasser, als aus den physischen Zusammenhängen gewordenes Etwas, als Sohn Josephs oder dergleichen, sondern als geboren aus dem Geist, als gezeugt aus dem ewigen Willen Gottes, als Sohn Gottes geglaubt wird. Die Geburt, das Werden fordert durch seine Doppeldeutigkeit die Entscheidung des Glaubens. Das Geheimnis fordert von uns seine Beantwortung. Wir geben sie in der Taufe.

Bei dem Abendmahl ist es der Tod, das Vergehen, wodurch der im Sichtbaren liegende eindeutige Selbstwert des Geborenen, wodurch der höchste Gipfel der Schöpfung als solcher verneint wird. In der Vergänglichkeit alles Geschaffenen erscheint der ewige Schöpfer, durch dessen Mächtigkeit alle physischen und psychischen Elemente bewegt, aufgehoben, getötet, verwandelt, verklärt werden. Der Vater wird über dem Kinde in seinem absoluten Verfügungsrecht über sein Kind angeschaut, indem dieses Kindes Wesen weitergegeben, in seiner Eigenexistenz aufgehoben, als Fleisch getötet, als Geist verwandelt, als Werk und Wirken Gottes verklärt wird.

Gerade in der Hilflosigkeit des Kindes, in der Entmächtigung der stärksten Energie, die aus der Schöpferhand hervorgegangen ist, die selbst am schöpferischen Leben teilhat, in der Überwindung des Lebenswillens dieses Kindes wird die Ehre Gottes angeschaut.

Was heute Sterben der Sakramente genannt wird, kann nur ein Sterben des Sterblichen und des Sterbenmüssenden sein. Der dämonische, götzendienerische, satanische, selbstsüchtige Sakramentalismus stirbt und muß sterben. Leider wird es wohl noch sehr lange dauern, bis er ausgestorben ist. Dieser Pseudosakramentalismus stirbt an dem Wort des lebendigen Gottes, stirbt an dem Echtsakramentalen, das mit Werden und Sterben uns ergreift, vor dem wir in den Staub sinken als die Vergehenden, von dem wir erhoben werden als die Lebenden. Stehen wir unter ihm, dann ist uns alles Leben fragwürdig geworden, dann sind die Sakramente Zeichen, Deutungen des einen Ursakraments, der Schöpfung, und solange Menschen nach Wahrheitserkenntnis ausschauen, wird der Vater in den Kindern, wird das Ursakrament in Sakramenten leben, die den ahnen lassen, dessen Macht allem Gewordenen Anfang und Ende setzt.

Berlin Paul Gerlach

Eine Psychotherapie für Pfarrer

1

In einer Pastorenkonferenz wird über Psychotherapie gesprochen. „Verschont mich mit den psychologischen Künsteleien dieser anspruchsvollen Zeitströmung" sagt ein Pfarrer in mittlerem Lebensalter: „das Wort Gottes, das ich predige, trägt seine Kraft in sich; es wirkt gleich dem Lichte der Sonne, wenn ich auch seine Strahlen nicht durch ein Prisma zerlege". „Aber ich muß doch die Vorhänge hinwegziehen, die den Sonnenstrahlen den Zugang verwehren" entgegnet sein junger Kollege; „seit ich die Schriften des Zürcher Pfarrers Pfister gelesen habe, weiß ich, daß unsere bisherige Seelsorge veraltet und nutzlos ist. Warum gehen denn viele Menschen lieber in die psychotherapeutische Sprechstunde als zu ihrem Pfarrer!"

Nicht so leicht wie diesen beiden ist es einem dritten Pfarrer geworden, seine Stellung zu der neuen Richtung zu finden. Ein schwieriger seelsorgerlicher Fall aus dem Grenzgebiete krankhaften Seelenlebens machte ihm zu schaffen. Er beschloß an die Quellen zu gehen und las Sigmund Freuds Schrift „Das Ich und das Es". Eine fremde Sprache, die er nicht verstand; wohl den Wortsinn, aber nicht die Seele. Also war eingehenderes Studium nötig. Freuds Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse öffneten ihm die Augen: Hier ist etwas,

das ich nur dunkel geahnt habe; eine Lehre, die bis in das Innerste des seelischen Lebens dringt, bis zu den „Müttern".

Aber gleichzeitig mit dem Jubel solcher Entdeckung entsteht ein Grauen in seiner Seele: welche schauerlichen Abgründe des Trieblebens tun sich auf! Sind wir denn so heillos verseucht? Als er die Kapitel über Traumdeutung liest, möchte er vor Ekel das Buch wegwerfen: die harmlosesten Traumvorstellungen als Symbole geschlechtlicher Regungen und Wünsche gedeutet! Zu welchem Ziele werden wir geführt? Freuds Schrift über „die Zukunft einer Illusion" bringt die große Enttäuschung: alle Religion eine Illusion, eine jugendliche Erkrankung der werdenden Menschheit, die überwunden werden wird, wenn die Menschheit zur Reife kommt; dann wird nur die Wissenschaft entscheiden. — Das also ist das Ergebnis: die Anbetung des reinen Intellekts, die wir glaubten endgültig überwunden zu haben.

Wie ist es aber erklärlich, daß nicht nur eine nach Triebfreiheit gierige Menge sich die Freudschen Gedanken nach ihren Wünschen zurecht macht, sondern daß viele ernste wertvolle Männer in dieser Richtung arbeiten, voll Dankbarkeit gegen den Führer, der ihnen ein neues Gebiet seelischen Lebens erschlossen hat? daß sich in Zürich und in Nordamerika bedeutsame Kreise frommer Menschen zusammengetan haben, die selbständig auf dem gegebenen Grunde weiterbauen? daß die Pädagogik sich immer mehr den Gedanken des einstigen Freud-Schülers Adler öffnet, um der Zerfahrenheit und Zerrüttung menschlicher Lebensziele entgegenzuarbeiten? Und im Hintergrund steht doch die vornehm-kühle Forscherpersönlichkeit Sigmund Freuds selber, der 15 Jahre lang einsam und verspottet wartete, bis seine Gedanken in die Mitwelt eindrangen, weil er wußte, daß er „an den Schlaf der Welt gerührt hatte".

2

Dr. Johannes Neumann hat ein Buch herausgegeben: Einführung in die Psychotherapie für Pfarrer (auf individual-psychologischer Grundlage). C. Bertelsmann, Gütersloh. 12 bezw. 14 M.

Ein Sammelwerk mit Beiträgen von Ärzten und Geistlichen, die zum Teil bereits öffentlich für ein derartiges Zusammenarbeiten eingetreten sind. Die Eigenart des Buches, die eine eingehendere Besprechung in der „Christlichen Welt" rechtfertigt, besteht darin, daß sowohl im theoretischen als auch im praktischen Teil die Psychotherapie in unmittelbare Beziehung zur kirchlich-christlichen Frömmigkeit und zum Seelsorgeberuf des Pfarrers gesetzt wird.

Das Buch wäre vor 50 Jahren unmöglich gewesen. Es ist durch innere Wandlungen auf dem Gebiet beider Berufe möglich geworden. Auf ärztlicher Seite durch Abwendung von einer rein materialistischen Auffassung, die nur den Einfluß des Körperlichen auf das Seelisch-Geistige berücksichtigte. Die Einsicht brach sich Bahn: ebenso bedeutsam ist der Einfluß des Seelischen auf das Körperliche. Nicht nur Vererbung, Infektion, Drüsensekretion sind für die Beurteilung und Heilung des kranken Menschen wichtig, sondern ebenso die Willenserweckung, die seelische Erziehung des Kranken zur Gesundung. Ein Umschwung, der in erster Linie die Behandlung nervenkranker Menschen auf neue Grundlagen stellte und sich bis in die Arbeit und die Einrichtungen der Irrenanstalten umgestaltend auswirkt. Durch diese Wandlung ist die Arbeit des Arztes der seelsorgerlichen Aufgabe des Pfarrers näher gerückt. Während früher fromme Ärzte — und solche hat es gerade unter den bedeutenden Vertretern des Standes jederzeit gegeben — sich zumeist durch eine doppelte Buchführung über den unvereinbaren Zwiespalt zwischen ihren eigenen religiösen Bedürfnissen und ihrer Berufsanschauung hinwegzuhelfen suchten, ist nun ein innerer Ausgleich angebahnt und zugleich ein verständnisvolles Zusammenwirken von Ärzten und Geistlichen möglich geworden, wenn auch beiderseits mit Vorbehalt.

Was führte den Pfarrer zur Zusammenarbeit mit den Ärzten? Der Umstand, daß vielfach gesundheitliche und gemeinsame psychologische Fragen in seine Seelsorge hineinspielen. Diese Erkenntnis ist nur unter Schmerzen gewonnen. Gewiß war auch der älteren Seelsorge am Krankenbett die Rücksichtnahme auf gesundheitliche Zustände nicht fremd, aber sie ahnte doch nicht, wie stark unser modernes Nerven- und Geistesleben von Krankhaftem durchsetzt ist. Die Botschaft des Seelsorgers richtete sich an den sündigen und erlösungsbedürftigen Menschen, der trotz aller äußeren Unterschiede überall derselbe ist. Das war der unerschütterliche Grund, auf dem der Seelsorger stand oder doch zu stehen glaubte. Er redete — und redet heute noch vielfach — so, als ob die seelische Grundstimmung in den Gemeinden dieselbe wäre wie zur Zeit der Reformation, herausgeboren aus der unendlichen Spannung zwischen Sünde und Gnade, Schuld und Vergebung. Das trifft heutzutage noch zu auf die im engeren Sinne kirchlichen Kreise, aber nicht auf die vielen Gemeindeglieder, bei denen sich über die Schicht gemeinsamen kirchlichen Denkens und Empfindens eine neue Schicht übergelagert hat, aus veränderter Naturanschauung, wirtschaftlichen Wandlungen und Nöten, Technisierung der Welt und politischen Einflüssen herausgewachsen. Wie viele unter diesen sind nicht grundsätzlich kirchenfeindlich, aber sie verstehen nicht, was die Kirche ihnen sagt. Sie stehen in einem merkwürdigen Widerstreit zwischen innerer Sehnsucht und einem halbbewußten Widerwillen gegen die Kirchensprache. Ihr religiöses Empfinden ist anders, sie ringen nicht um den gnädigen Gott, sondern ihr innerer Kampf geht darum, ob es überhaupt einen Gott und ein Jenseits gibt, woran sie sich anklammern können, um in dem sinnlosen Wirbel des Daseins einen Halt zu haben. Gewiß ruht auch im tiefsten Untergrund ihres Wesens der uralte Gegensatz zwischen Wollen und Sollen, zwischen Schuldgefühl und Erlösungsverlangen, aber der gegenwärtige Kampf ist auf ein anderes Gebiet verschoben. Auf ein Gebiet, das manche Geistliche mit einer gewissen Geringschätzung nicht mehr der „christlichen" Seelsorge, sondern der religio naturalis zurechnen.

Wenn schon viele geistig gesunde Menschen in dieser Not stehen, so lastet sie in erhöhtem Maße auf denen, die überanstrengt, überreizt, in ihrem Wollen zerfahren, ihrer Nerven nicht mächtig sind. An wen sollen sie sich wenden, wenn sie sich ihrer Hilfsbedürftigkeit bewußt werden? Sie kommen etwa zu einem Geistlichen, der es gut mit ihnen meint, der aber in einer anderen Welt lebt. Man redet aneinander vorbei; er kann nicht helfen. Vielleicht gibt es einen anderen Weg: ich bin innerlich krank, der Arzt ist dazu da, dem Kranken zu helfen. ... Er versteht so zu fragen, daß man merkt: er ist mit diesen krankhaften Ängsten vertraut. Und Manches läßt sich leichter tragen, wenn man weiß, daß die zermürbenden Quälereien auf gesundheitliche Ursachen zurückzuführen sind. Aber — es bleibt eine leere Stelle, an der die ärztliche Kunst versagt. Gerade dort, wo man den inneren Friedensschluß sucht.

Hier kann nur derjenige Pfarrer ein Führer sein, der für die Vorgänge in der Menschenseele Verständnis hat. Das Seelische und das Körperliche stehen in Wechselwirkung; wäre es nicht natürlich, daß Arzt und Geistlicher einander in die Hand arbeiten? Auf einem neutralen Gebiet, das zwischen ihrer beiderseitigen Berufstätigkeit liegt, von dem aber deutliche Linien bis in den Mittelpunkt ihrer Berufsaufgaben führen.

Es ist ein Vorzug des vorliegenden Buches, daß bei starker Betonung des Gemeinsamen der Unterschied in der Berufstätigkeit des Pfarrers und des Arztes nicht verschleiert wird. Der Psychologe schreibt vom Standpunkt

er Individualpsychologie aus: „Beide Bestrebungen ecken sich im Urteil über den Zustand der menschlichen Seele und des Soziallebens, beide erstreben eine Neuorientierung zu demselben Ziel hin. ... Ein Unterschied besteht in der Frage der Transzendenz und der Immanenz. Hier geht das Christentum über die Individualpsychologie hinaus, ohne daß ein Gegensatz zu entstehen brauchte. Ist das Heilige der höchste Wert des Christentums, so beschränkt sich die Individualpsychologie auf das Ethische." (Neumann.)

Der Arzt schreibt im Anschluß an die Schilderung einer Heilbehandlung: „Von theologischer Seite wird bei solchen Schilderungen immer wieder gefragt, welcher Platz dem metaphysischen Einfluß, der Gnade, hier eingeräumt wird. Und die Antwort muß lauten: Der gesamte Vorgang von Anfang bis zu Ende muß (oder sollte) im Zeichen der Gnade verlaufen. Sie im Besonderen zu erwähnen, ist für den Nicht-Theologen ein gefährliches Unterfangen. Der alte Adam bemächtigt sich sofort aller Ausdrücke, die einen Fluchtweg zulassen. Und es gibt kaum ein Wort, mit dem so viel Unfug getrieben werden kann, wie mit diesem. Man sollte in der Psychotherapie nichts beim Namen nennen, was nicht real vorhanden ist. Und darum darf man von Gnade erst sprechen, wenn die Heilung als Tatsache vorliegt." (Künkel.)

3

Dadurch daß alle Mitarbeiter des von Dr. Neumann herausgegebenen Buches auf dem gleichen Standpunkt der Adlerschen Individualpsychologie stehen, besitzt das Buch eine einheitliche Geschlossenheit. Es ist der glänzende Vorzug dieser Richtung der Tiefenpsychologie, daß sie die gesamte geistig-seelische Entwicklung des Menschen auf den einen Grundgedanken zurückführt, daß die Minderwertigkeitsgefühle und die daraus erwachsende Entmutigung überwunden werden durch die Eingliederung in das Gemeinschaftsleben und die selbständige Mitarbeit in dieser Gemeinschaft. Dadurch ist nicht nur für den einzelnen Menschen, insbesondere den haltlosen, den eingeschüchterten oder verzärtelten, den in seiner Vereinsamung unglücklichen oder seelisch verwahrlosten Menschen ein festes Lebensziel gewonnen, sondern auch die Erziehung ist auf eine sichere Grundlage gestellt. Besonders wertvoll ist diese Hilfe für die Arbeit an den Schwererziehbaren, den Psychopathen und für die Gefangenenseelsorge.

Die Verbindungslinien zur Arbeit des Pfarrers sind leicht zu ziehen: Entmutigung entspricht dem schuldbeladenen Gewissen, Ermutigung der freudigen Glaubensgewißheit des Frommen. Die Gewinnung einer neuen „Leitlinie" ist enthalten in der Forderung: Andert euren Sinn! Unter diesem Gesichtspunkt analysiert der Herausgeber den Entwicklungsgang Augustins. Der Eingliederung des vereinzelten Menschen in die menschliche Gemeinschaft entspricht die Einfügung des Christen in das Königreich Jesu Christi. Und wenn man zweifelhaft sein kann, ob die „Umbiegung der Leitlinie" durch Belehrung, Aufklärung und durch das mutmachende Beispiel des Therapeuten genügend verbürgt ist, so liegt es für den Pfarrer nahe, an dieser Stelle die Kräfte der Ewigkeit einzusetzen.

Wie einfach erscheint doch diese Lösung des Lebensrätsels! Wie klar liegen die verwickelten seelischen Verirrungen und ihre Heilung vor uns. Vielleicht zu klar. An dem Punkte, der die Bedeutung einer Sache ausmacht, ist auch ihre Gefahr. So fruchtbar der Grundgedanke Adlers ist, so wird diese grundsätzliche Vereinfachung doch der bunten Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit des Lebens nicht gerecht. Um ein naheliegendes Beispiel zu wählen: Ist es berechtigt, den sexuellen Trieb ohne Weiteres unter jenen Grundgedanken der Überwindung der Minderwertigkeitsgefühle und des Geltungsdranges unterzuordnen? So dankbar die Beseitigung der peinlichen Alleinherrschaft des Sexuellen empfunden wird, die im Freudschen System so abstoßend wirkt, so ist doch dieser Trieb eine eigene selbständige Größe, die sich nicht beliebig unterordnen läßt. Ähnliches ließe sich von anderen Trieben und Kräften sagen.

Liegt nicht darin der wunderbare Reichtum des Lebens, daß seine Fülle alle menschlichen Systeme zerbricht, sobald sie mehr sein wollen als eine Krücke des Denkens? Möge die in ihren Grundgedanken so wertvolle Individualpsychologie davor bewahrt bleiben, alles seelische Geschehen nur einseitig von einem Gesichtspunkt aus zu sehen und zu beurteilen, und möge sie sich nicht allzufrüh auf eine rechtgläubige Dogmatik festlegen!

4

Wem soll und kann das besprochene Buch nützen und helfen?

Zweifellos ist es wertvoll für den Pfarrer, der bereits im allgemeinen über Psychotherapie im Bilde ist und nun durch Fachmänner, die ernsthaft auf diesem Gebiete gedacht und gearbeitet haben, eine Erweiterung und Vertiefung seines Verständnisses empfängt. Aber der Titel „Einführung in die Psychotherapie" weist darauf hin, daß zunächst an Pfarrer gedacht wird, die noch nicht in der Lage waren sich eingehender mit Psychotherapie zu beschäftigen. Wenn ich mich in die Seele eines solchen jungen Pfarrers hineindenke, so kann ich mir vorstellen, daß er bei dem Lesen der ersten Abschnitte von einem Gefühl der Verwirrung und Hilflosigkeit überfallen wird: eine solche Fülle von Gedanken, Anregung und Literaturbeurteilung wird über ihn ausgeschüttet, ohne daß er den inneren Zusammenhang ganz zu fassen vermag. Vielleicht wird es ihm erst leichter ums Herz, wenn er bei dem Abschnitt über die Stellung der Psychotherapie im Organismus der Theologie in vertraute Gebiete kommt. Doch er beißt sich durch, und je tiefer er eindringt, um so mehr wächst seine innere Beteiligung. Reicher Gewinn ist ihm geworden, aber Irgendetwas fehlt. Er hat einen Querschnitt durch die Psychotherapie erhalten, aber er hat keinen klaren Einblick, welchen Platz die Individualpsychologie im Gesamtverlauf der Psychotherapie einnimmt. Dieses unsichere Gefühl wäre nicht vorhanden, wenn „zur Einführung" zunächst ein schlichter geschichtlicher Überblick über die bisherige Entwicklung der Psychotherapie vorangeschickt wäre und die Individualpsychologie in ihrem Verhältnis zu den vorangegangenen und neben ihr stehenden Formen gekennzeichnet würde. Es stünde den Verfassern ja dabei frei, ihre Art als diejenige zu bezeichnen, welche die Zukunft für sich hat und dem Pfarrer die beste Hilfe bringt. Der Herausgeber wird vielleicht einwenden, daß vergleichende Hinweisungen besonders auf die Freudsche Psychoanalyse reichlich verstreut sind. Aber das genügt für den Anfänger nicht. Die Historie steht zwar heutzutage nicht hoch im Kurs, aber sie bildet doch den sicheren Untergrund für jedes Wissen.

Abgesehen von solchen Einzelwünschen: das Buch ist eine reiche Fundgrube für einen jungen Pfarrer. Und auch für einen älteren, der vielleicht nach der Durcharbeitung sich im Stillen sagt: Wenn ich als junger Mensch dieses Buch gehabt hätte, so hätte ich wohl Manches in meinem Beruf anders gemacht — und auch in meinem Leben. Wenn nicht für mich, so ist es mir wichtig um meiner Kinder willen. Und es stehen ernste Worte für den Pfarrer in diesem Buche, z. B.: „Die aus religiösen Kreisen kommenden Neurosen sind oft die schwierigsten" und: „Man sollte fast anregen, ein besonderes Sanatorium zu errichten für Pfarrhausneurosen".

5

Wenn die Adlersche Individualpsychologie den Vorzug der Zielbewußtheit und einer glücklichen praktischen Verwendbarkeit besitzt, so behält die Freudsche Psychoanalyse — trotz allem Anlaß zum Widerspruch — das Vorrecht

der Ursprünglichkeit und einer größeren Tiefe, während die Züricher Schule (Jung) eine feines eigenartiges Verständnis für religiöses Leben und seine Typen aufweist. Aber allen drei Formen und den von ihnen abgeleiteten Unterarten ist gemeinsam, daß sie sich eindringend mit dem Unbewußten oder Unterbewußten beschäftigen und ihm eine gewaltige Bedeutung für das menschliche Seelenleben zuschreiben.

Ist es für den Pfarrer ratsam, ihnen auf diesem Wege zu folgen? Stehen wir nicht in Gefahr, flüchtigen Versuchungsgedanken, die nur wie Schattenbilder an der Seele vorbeiziehen, durch die Beschäftigung mit ihnen Gestalt zu geben und sie heimisch zu machen? Vielleicht hatte die ältere Seelsorge recht, wenn sie vor der „Magie" warnte, vor jeder engen Berührung mit den gefährlichen Geistern der oberen und der unteren Welt. In die moderne Sprache übersetzt: Zerstören wir nicht feinste Regungen der Menschenseele, wenn wir Unausgesprochenes und Unsagbares in Bewußtsein und Wort verwandeln wollen? Eine reife Lebenserfahrung liegt in dem Wort Albert Schweitzers in seinen Lebenserinnerungen: „Ein Mensch soll nicht in das Wesen des andern eindringen wollen. Andere zu analysieren — es sei denn, um geistig verwirrten Menschen wieder zurechtzuhelfen — ist ein unvornehmes Beginnen. Es gibt nicht nur eine leibliche, sondern auch eine geistige Schamhaftigkeit, die wir zu beachten haben. Auch die Seele hat ihre Hülle, deren man sie nicht entkleiden soll."

Aber die Zahl der „geistig Verwirrten" ist groß in einer Zeit, in der das gemeinsame Denken und Empfinden eines früheren Zeitalters immer mehr zerbröckelt und ein neuer Zusammenschluß noch nicht gefunden ist. Und das Krankhafte reicht bis weit hinein in das Seelenleben derer, die als normal gelten. Ist nicht alle Seelsorge Heilbehandlung?

Der Pfarrer als Therapeut! Er darf es sein; der Analytiker muß nicht durchaus Arzt sein, versichert Sigmund Freud in seiner lesenswerten Schrift über „Laienanalyse". Aber er muß Sachverständiger sein. Um fachmäßig zu lernen, wird eine Lehrzeit von zwei Jahren angenommen. Und wenn andere geringere Ansprüche stellen — Pfuscherarbeit darf und soll der Geistliche nicht treiben. Damit ist die erste Schranke gezogen.

Und die zweite Schranke: Psychotherapeutische Behandlung erfordert viel Arbeit, eine Fülle von Sitzungen. Der Pfarrer müßte seine Arbeitskraft einzelnen wenigen Menschen widmen. Vielleicht tröstet er sich mit dem Gedanken: ich lasse die 99 in der Wüste, um das verlorene zu suchen. Ob er dies mit seiner Amtspflicht vereinigen kann? Auch wenn er rücksichtslos die Behandlung derer ablehnt, die sich aus unlauteren Beweggründen an ihn herandrängen. Es ist ja denkbar, daß eine weitschauende Kirchenbehörde in späteren Zeiten geeignete Geistliche für diese Arbeit ausbilden läßt, die dann ähnlich den Evangelisten wirken.

Der Gemeindepfarrer soll also die Psychotherapie nur aus der Ferne bewundern? Doch nicht. Sie ist nicht mehr bloß berufsmäßige Heilbehandlung, sondern sie beginnt stark in die Weltanschauung einzugreifen. Hierin liegt das Recht und die Pflicht des Pfarrers, sich mit ihr zu beschäftigen. Eine neue Psychologie ist im Werden, und die Psychotherapie ist eins der Tore, durch welche dieses Neue in das Geistesleben der Gegenwart einzieht. Was wird der Gewinn sein? Eine Charakterkunde, die uns Vieles sehen lehrt, was wir bisher nicht gesehen haben? Die Zukunft wird es lehren. Wenn aber die Kirche sich freiwillig bei dieser Zukunftsarbeit ausschaltet, so verliert sie immer mehr den Zusammenhang mit einer mächtigen geistigen Bewegung unserer Zeit, bis sie eines Tages einsehen wird, daß die Welt ohne sie weiter gelaufen ist und sie doch mühsam Ja sagen muß zu dem, was ohne ihre Mitwirkung entstanden ist.

Die Professoren der Praktischen Theologie werden gewiß dafür sorgen, daß der in dem Neumannschen Buche ausgesprochene Vorwurf keine Berechtigung hat: „Alles lernt der Theologiestudent, nur nicht sein Handwerkszeug, eine brauchbare Psychologie." Und wenn die Fragen ein wenig mehr geklärt sind, schenkt uns vielleicht die systematische Theologie unter Beziehung auf die vertieften Erkenntnisse der seelischen Vorgänge eine neue Durcharbeitung der Lehre „vom heiligen Geiste".

Der Gedanke ist aufgetaucht, dem Übergang der Seelsorge vom Pfarrer auf den Arzt durch eine Neugestaltung des kirchlichen Beichtinstituts entgegenzuarbeiten. Zunächst macht der Ausgangspunkt Bedenken. „Was man aus Angst tut, ist falsch." Aber wichtiger ist der Einwand: Wer wirklich Beichte sucht, findet sie auch heute — vorausgesetzt daß er einen Geistlichen — oder Nichtgeistlichen — weiß, zu dem er Vertrauen hat und von dem er überzeugt ist, daß er zu schweigen versteht. Nur daß sich diese Beichte zumeist unscheinbar in einem alltäglich beginnenden Gespräch ergibt und ohne die kirchliche Form der Absolution zur inneren Entlastung führt. Das ist freilich nötig, daß die Gemeindeglieder wissen, wo und wann sie unauffällig Gelegenheit zu solcher stillen Aussprache mit ihrem Pfarrer finden. Dem Pfarrer selbst aber wird die Beobachtung der hingebenden Beichtarbeit der Psychotherapeuten ein Ansporn sein, für sein Verständnis seelischen Lebens von ihnen zu lernen. Es gibt eine schnellfertige Seelsorge, die mit formelhaft gewordenen Tröstungen und Belehrungen arbeitet; sie muß unmöglich werden.

Je mehr der Pfarrer das Seelenleben der ihm anbefohlenen Menschen miterlebt, um so stärker wird in ihm das Bedürfnis sein, die in der Gegenwart schwingenden geistigen Wellen in sich aufzunehmen. Durch eindringende Beschäftigung mit der Psychotherapie wird sein Blick geschärft und sein Verständnis in überraschender Weise bereichert werden. Wenn er aber in erneuter Stärke dessen bewußt wird, daß unsere unruhige, zermürbte, bald hoffnungstrunkene, bald verzweifelnde Menschheit die Ewigkeitskräfte braucht, um gesund zu werden; wenn er sieht, daß verständnisvolle Ärzte aus diesem Grunde die Mitarbeit der Pfarrer eifrig suchen, so wird er aus diesen Erfahrungen das schöpfen, was die Individualpsychologie als beste Gabe bieten möchte: Ermutigung.

Dresden Johannes Naumann

Aphorismen zur heutigen Theologie

1. Ahnenverehrung

Seit ich auf dem Berliner Religionskongreß 1910 mich öffentlich für den Völkerfrieden einsetzte — der Anfang eines unvorhergesehenen Dornenweges — sind mir allmählich nicht sowohl die Einwände der theologischen Gegner des Friedensgedankens beachtenswert gewesen — es waren immer dieselben Argumente, natürlich auch dieselben Gegengründe auf meiner Seite — als vielmehr die Frage: Wie ist es psychologisch zu verstehen, daß ein bewußter Jünger Jesu so und so denkt?

Ich erinnere mich, bei einer Besprechung über „Christentum und Friedensbewegung" von einem alten Geistlichen, übrigens einem „liberalen", den Vorwurf gehört zu haben, mein Vortrag sei unchristlich, weil unpatriotisch gewesen. Ein anderer Theologe, Doktor der Heiligen Schrift, erklärte in einer Krieg- und Friedendebatte, die Worte der Bergpredigt von der Feindesliebe seien aus Augenblicksstimmung entsprungen, daher nicht maßgebend.

Man erklärt solche grotesken Tatsachen nicht durch das Dichterzitat von „dem Menschen mit seinem Widerspruch"; denn der Widerspruch selbst ist damit nicht erklärt. Vielmehr scheint mir, daß Begriffsverwirrungen solcher Art daraus erfolgen, daß dem so eingestellten Christen die Bil-

ligung des Krieges längst vor der Behandlung des Themas feststand und die logische Begründung erst nachträglich hinzutrat. Es ist nützlich, sich bei dieser Gelegenheit an das Wort Schopenhauers zu erinnern, daß das Denken nur ein Parasit des Willens sei. Der Wille also das Primäre in uns, der Verstand das Sekundäre, dem die Aufgabe zufällt, das Gewollte hinterher zurechtzudenken — dieser Prozeß eine geheime Schiebung, deren der „ehrliche Wahrheitsucher" sich in den meisten Fällen nur nicht bewußt ist. Man vergesse auch nicht, daß wir Heutigen, denen der Krieg mindestens zum Problem geworden ist, die Nachfahren unzähliger Geschlechter sind, denen der Krieg, ja, der persönliche Kampf auf Tod und Leben ein tägliches Ereignis, ein Gebot der Selbsterhaltung und also eine Selbstverständlichkeit, der rühmlichste Kraftbeweis des Mannes war. Naturwissenschaftlich nennt man solche Erbstücke aus ferner Vorzeit, die noch unaufgelöst leiblich-seelisch in uns liegen, Atavismen, die nach dem biogenetischen Grundgesetz in jedem Individuum neugeboren werden. In solcher Herleitung liegt noch kein sittliches Urteil über ein psychologisches Faktum, dem wir alle mehr oder weniger, in diesem oder jenem Winkel der Seele unterworfen sind.

Solche seelischen Rückstände sind in der Religionsgeschichte überall anzutreffen. Vielleicht ist von der Wissenschaft die Frage noch nicht genug in Angriff genommen, weshalb in allen Religionen ein Kultus der Überlieferung, der seit undenklichen Zeiten bestehenden Sitte, der Ursprünge vorhanden ist. Ist es nicht eine tief zum Nachdenken bewegende Sache, daß selbst die Propheten und Reformatoren, also die Neuerer in der Religion, ohne Ausnahme bemüht sind, ihre Erkenntnisse als dem echten Glauben der Vorfahren gemäß zu erweisen? Es ist etwas Wunderbares in der ganzen geistigen Welt um die Patina des Altertümlichen, durch lange Zeit Bewährten, dadurch Ehrwürdigen und Geweihten. Die Gegenwart ist eben noch unbewiesen, der Kampf der Geister um das Wahre und Rechte unentschieden, die Zukunft liegt vollends im Dunkeln und wird nur ausnahmsweise von dem Lichtkegel des Hellsehers getroffen. Aber das Vergangene hat manche Feuerprobe bestanden — hier hat die Gottheit gesprochen und dem Lebenswerten Dauer verliehen.

Zu dem eisernen Bestande der Menschheit seit Jahrzehntausenden gehört nun der Krieg — es wäre wahrlich ein Wunder, wenn der Glaube: Gott will den Krieg! binnen einer Generation abgelöst würde durch den gegenteiligen: Gott will den Krieg nicht! Das bedeutet für die Mehrheit eine geistige Revolution, ein Umdenken, dem sich die stärksten materiellen und moralischen Widerstände entgegenstellen — besonders aber in dem religiösen Menschen. Denn die Religion hat einmal die Tendenz zur Reaktion — keineswegs aus geistiger Trägheit.

Der Schlüssel zum Verständnis dieser Tatsache scheint mir die von den primitivsten bis zu den höchststehenden Kulten gepflegte „Ahnenverehrung" zu sein. Diese bildet den — oft nur noch unbewußten — Grund zu allem Konservatismus in der Religion. Was „zu den Alten gesagt ist", hat als solches ein Gewicht, selbst wenn es von dem Geiste einer neuen Epoche überboten wird. Der „Glaube der Väter" ist für die Nachkommen autoritativ. Daher ein Abweichen von dem durch die Zeit geadelten Weihetum als Wagnis, als frevelnder Subjektivismus, als Übermut erscheint. Ein ehrwürdiger rechtsstehender Kollege sagte mir einmal: „Ihr Liberalen haltet uns Positiven leicht für dumm, wir euch für frivol." Und die Freiprotestanten — ja, wie soll man die undogmatischen Christen nennen, ohne sprachlich zu entgleisen? — zumal die Laien in der Theologie geben oft diesem Urteile recht, indem sie sagen: „Ich bin wohl religiös, aber nicht fromm." Lateinisch ausgedrückt: Pietas wird in eins gesetzt mit Pietät.

Ob nicht — trotz aller evangelischer „Glaubensfreiheit" — der Glaube der Mehrzahl, auch unter den Theologen, Ehrfurcht vor dem Erbe der Vergangenheit ist? Die „persönlichen Gotteserlebnisse", von denen auf den Kanzeln so viel geredet wird, in allen Ehren: wieviele religiöse Originale mag der Prediger vor sich haben, wie oft mag er selbst eines sein? Wieviele dagegen mag man — und mit Recht — zur Gemeinde der Gläubigen zählen, in deren religiösem Innenleben der Respekt vor der Volks- und Familientradition den meist überhörten Grundton anschlägt?

Ahnenverehrung! Erklärt ist mit dem allen auch noch nichts. Wenn wir diesem religiösen Urtriebe nachsinnen, tauchen wir ein in die dunkle Tiefe des Unerforschlchen in uns, wo urzeitliche Schicksale den Aufbau des seelischen Lebens tragen. Daß wir Menschen geschichtliche Wesen sind, daß wir uns nicht selbst gemacht haben, daß wir Ehrfurcht haben müssen vor dem, was vor uns war: dies alles ließ den Ahnenkultus als Bestandteil schon der animistischen Religion entstehen. „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!" Und der Dekalog gebietet nächst der heiligen Scheu vor Gott, die Eltern zu ehren (nicht, sie zu lieben).

Es ist gewiß nicht auszudenken, wieviel zarteste und feinste Seelenregungen: Dankbarkeit, Treue, demütige Hingabe, weise Unterordnung in dem Aufblick zu den „Älteren" beschlossen sein können; wie nahe sich die Motive des vierten Gebotes mit denen des ersten berühren.

Gleichwohl liegt in der Ahnenverehrung auch eine Gefahr für die Religion. Der Kultus der Vorfahren legt sich hemmend vor die geistige Entwicklung und vor die Selbständigkeit des Gewissens und schließt neue Offenbarungen aus. „Was überall, immer und von Allen geglaubt worden ist" gilt als wahr. Die „Kirchenväter" und die „Heiligen" sind die Ahnherren, auf deren Worte man schwört. Die Überlieferung ist göttlich beglaubigt und unanfechtbar.

Man muß sich nur einmal der gewaltigen Worte Jesu erinnern (Matth. 9), mit denen er die Pietätspflicht gegen einen verstorbenen Vater hinter seine Jüngerschaft zurückstellte, um zu ermessen, wie weit dieser Meister und Herr von der Ahnenvergötterung eines Konfutse entfernt war.

Es gibt eben schließlich nur *eine* religiöse Pflicht: „Gott allein dienen!" Das ist der Vollmachtsbrief für alles Neue und Ungewohnte, was aus dem heiligen Urquell der inneren Welt als Forderung des Gewissens emporsteigt, gleichviel, ob es jahrtausendaltes Herkommen bricht.

Berlin Walter Nithack-Stahn

Der Dichter und die Entscheidung

Zu Hermann Hesses „Narziß und Goldmund"

Der Dichter *Hesse* ist unter die Philosophen gegangen. Alle Kunst seines letzten Buches dient im Grunde der Lautwerdung von — sagen wir ruhig — philosophischen Problemen, alle Schönheit dieser Sprache und ihrer Bilder will uns etwas fragen.

Nicht die mancherlei Philosophumena über das Wesen der Kunst, ihr Verhältnis zum Denken, über Urbilder und Ideen, über das Problem des guten und des bösen Gottes meinen wir, sondern die Frage nach dem Sinn des Menschenlebens selbst, die der Dichter stellt.

Hesse stellt sie nicht als Erster, auch nicht zum ersten Male in seiner Kunst. Aber er stellt diese Frage hier so schlicht und ehrlich, daß es sich lohnt, über den künstlerischen Gehalt des Buches hinaus mit dem Dichter zu rechten um das, was er uns über dieses alte und doch immer wieder neue Problem zu sagen hat.

Narziß und Goldmund sind die zwei Möglichkeiten des Menschen, zu sein, sie repräsentieren die beiden ewigen Grundformen, auf die sich alles bewußte Leben zurückführen läßt, in ihnen werden gleichsam die Urbilder des Menschen geschaut.

Narziß lebt in der Ordnung, nach einem Plan und mit einem Zweck. Er kennt den Sinn seiner Existenz, freilich um den Preis, daß er „seine Jugend, sein Herz, seine Sinne ans Kreuz schlug und zum Opfer brachte und sich der strengsten Schule des Gehorsams unterzog, um nur dem Geiste zu dienen"... Mit dem Geiste liebt er darum „das Feste, Gestaltete, er will sich auf seine Zeichen verlassen können, er liebt das Seiende, nicht das Werdende, das Wirkliche und nicht das Mögliche". So findet er Ruhe und Frieden und Geduld des Schicksals im Sichweggeben an den Dienst der Aufgabe, er hört auf den Ruf der Idee und gehorcht nicht sich selbst, dem zufälligen Menschenwesen. Im Bilde Gottes trägt er das vollkommene Sein in das chaotische Geschehen und verhilft so dem Vergänglichen zu seiner Möglichkeit, ewig zu sein. Das Licht der ewigen Idee lehrt ihn die Verworrenheiten der Welt zu sichten, er darf lieben mit der selbstlosen Hingabe des erkennenden Geistes, der die Individualität des Andern gänzlich umfaßt und in ihr das Werk der Vollkommenheit mit gläubiger Vernunft zu ehren weiß. Narziß hält den Lohn des Geistes in seinen Asketenhänden, er übt die mäeutische Kunst sokratischer Weisheit, die den Grund des Seins erblickt und alle Wesen versteht; er darf dem Anderen dazu verhelfen, er selbst zu sein. So steht er über den Schicksalen, deren Gesetz er durchschaut.

Goldmund wird unter der Leitung Narzissens „er selbst", zum Hörigen aller Triebe und Leidenschaften, die ihn locken, dem „Anruf des Lebens" zu gehorchen. Er erfährt seine „Bestimmung" im Verlorengehen an die Zufälligkeiten seiner Begegnungen. Er gehorcht allein dem Gesetz seines eigenen Wesens, das ihn hineinstößt in die Rastlosigkeit geängsteten Lebens, in das Auf und Ab erfüllter Lust und bittrer Not, darin sich die Tiefe menschlicher Schuld offenbart, „einer Schuld, die man nicht begangen, sondern mit sich zur Welt gebracht hat". So liefert er sich aus an die unheimliche Unberechenbarkeit eines Daseins, das ohne Vergangenheit keinen Blick für das Kommende bietet. In diesem Ausgeliefertsein an den Zufall findet er die Heimat an der Brust der großen Urmutter Eva; er sieht sie „über den Abgrund des Lebens geneigt, mit einem verlorenen Lächeln schön und grausig blicken, lächeln zu den Geburten, zu den Toden, zu den raschelnden Herbstblättern, lächeln zur Kunst, lächeln zur Verwesung". Im Antlitz der Urmutter erkennt er das Geheimnis alles Seins als das unfaßbare und darum immer wieder nur zu erlebende beglückende und quälende Zugleich von „Geburt und Tod, Güte und Grausamkeit, Leben und Vernichtung". Goldmund, der Sinnenfreudige, gerade er erfährt im apokalyptischen Graven der Pest den Tod als Sinn und Zweck des Lebens. So lernt er die Geste des Sichabfindens mit diesem Sinn der Sinnlosigkeit, die Demut des Sichbekennens zur göttlichen Allwirksamkeit der großen Eva-Mutter im Schicksal der Vergänglichkeit; er lernt den Tod lieben mit der heiligen Sehnsucht zum Ende, den Tod nicht als „Sterbenmüssen, sondern das Sterbenwollen, das Sterbendürfen, die stille Gefolgschaft und Hingabe an den Ruf der Erdenmutter".

Wem gibt der Dichter recht? Wer bezwingt sein Schicksal in der Gelassenheit seines demütigen Bekenntnisses? Narziß oder Goldmund? der Diener des Geistes oder der Knecht aller Triebe? das Gefäß der ewigen Idee oder der frohlockende Bringer der Wollust und des Todes zugleich im Kreislauf begrenzten Lebens?

Der Dichter entscheidet sich für das lachende, weinende, das lebendige Leben. Narziß, den Priester des Geistes, überfällt angesichts des immerhin ein wenig kläglichen Endes des Freundes die Angst vor der Sinnlosigkeit seines Daseins. Er ahnt wehmütig, daß er im Eifer, das Leben zu meistern und nach Gesetzen zu ordnen, gerade an ihm vorüberging. Und als der sterbende Goldmund ihn fragt: „Aber wie willst denn du einmal sterben, Narziß, wenn du doch keine Mutter hast? Ohne Mutter kann man nicht sterben", da weiß er keine Antwort, da wird ihm schmerzlich klar, daß der weltüberlegene Geist dem Menschen keine Heimat schenkt, weil die einzige Heimat des Menschen das Leben selbst ist.

Hat der Dichter — so fragen wir jetzt — den letzten Zwiespalt der bewußten Welt erfaßt, drang er bis auf den Grund menschlichen Seins vor, erreichte er die echte Problematik des wirklichen Lebens?

Ist dies das entscheidende Entweder-Oder, vor das der Mensch sich unausweichlich gestellt sieht: entweder die weltferne Vollkommenheit des Geistes im Dienste des Ideals — oder die friedlose Vergänglichkeit in der Hörigkeit der Leidenschaften?

Muß der Mensch sich unter allen Umständen für eine dieser beiden Seinsmöglichkeiten entscheiden, so daß der Mensch als Seiender sich kraft seiner Existenz immer schon für eine dieser beiden Möglichkeiten entschieden hätte? Treffen wir Menschen also in der Unausweichlichkeit dieser Alternative auf den Gott, der unser Schicksal — so oder so — je schon bestimmte?

Wir wollen wissen, woher der Dichter spricht und in welcher Welt darum sein Wort gilt.

Der denkende Dichter, der mit der Gestaltung jener Alternative die Zweideutigkeit des Menschenlebens entlarvt und den doppelten Sinn bewußten Seins ans Licht bringt, hat es nicht mit gegenwärtigem Leben zu tun, sondern mit vergangenem. Er beschaut in der Erinnerung das Auf und Ab seines Seins und gestaltet mit der Wahrhaftigkeit seiner Intuition den Sinn seiner selbst. Den Ansprüchen des Tages muß er sich entziehen, um in gelassener Muße das Bild vergangenen Lebens noch einmal vor sich zu stellen. Er erbat sich Urlaub von Pflicht und Aufgabe, dazu ihn die Menschen, die ihn umgaben, berufen, um in der Einsamkeit erinnernden Fürsichseins den Faden einer ehrlichen Phantasie zu spinnen. So hat der Dichter sich leise entfernt aus dem Kreis endlicher, miteinander beschäftigter, aufeinander hörender und sich antwortender Menschen, er ist eine Zeitlang hinausgegangen aus dem atemlosen Ernst bedrängenden Aufeinanderangewiesenseins, um mit einem Geschenk zurückzukehren, das er draußen in einsamer Stille eilend schuf.

Und das Geschenk des Dichters ist die Antwort auf die ständige Frage menschlicher Sehnsucht nach dem, was die Gewißheit gewähren könnte, nicht umsonst gelebt zu haben. Aber diese Antwort wird zu einem Danaergeschenk für uns, wenn wir vergessen, wo sie gefunden wurde und wofür sie darum allein gilt. Wir müssen wissen, daß es vergangenes, unwiederbringlich vergangenes Leben ist, dessen Sinn der Dichter denkend gestaltet, daß die Geltung solcher Gestaltung einzig in der Endgültigkeit der Vergangenheit gründet, so gewiß überhaupt nur Leben, das vorbei ist, sich dichterischer Gestaltung fügt. Wir dürfen niemals vergessen, daß diese Gestaltung einzig und allein der denkenden Phantasie des Dichters entsprang, gewiß von ihr ein hohes Zeugnis ablegend und unsere eigene Phantasie zu starkem Schwunge begeisternd, daß aber keinerlei Beweis für die Meinung zu erbringen ist, solches denkend-dichtende Gestalten vollendeten Lebens treffe die gegenwärtige Situation. Gewiß, wir alle mögen geneigt sein, dem Werk des Dichters freudig zuzustimmen. Aber die lebendige Evidenz dichterischer Gestaltung ist kein Beweis für die Wirklichkeit des Gestalteten, sondern nur für die Wahrhaftigkeit dessen, der vergangenes Leben bedenkt und nach einem Sinn desselben sucht.

In meiner gegenwärtige Situation, die als Bedrängnis mich allererst vor meine Wirklichkeit bringt, vermag ich mittels des Dichter-Geschenkes nichts auszurichten. Im Augenblicke, da mich der andere Mensch anruft, kann ich mich an Hand jenes Entweder-Oder nicht entscheiden, gerade darum nicht, weil ich ja nun aus der Analyse des Lebens zwei Möglichkeiten des Seins kenne, Geist und Trieb, Idee und Gesetz des eigenen Wesens. Welcher Stimme soll ich nun gehorchen? Höre ich auf eine von beiden, so geschieht es aus Vorliebe, aus einer Neigung, einem Hang heraus. Dann bringe ich mich aber gerade um die eigentliche Entscheidung im Angesichte der Wahrheit, denn ich treffe die Wahl in individueller Motivation — vielleicht auch aus Tradition. Ich begebe mich der wirklichen Entscheidung, wenn ich in die Wagschale das Gewicht zufälliger Innerlichkeit werfe. Wenn ich mich entscheide für eine der beiden aus vergangenem Leben herausgeholten Möglichkeiten, zu sein, dann habe ich mich gar nicht zu der wirklichen Frage meiner gegenwärtigen Situation bekennend geäußert, sondern bin in die Vergangenheit geflohen, dahin also, wo jenes Entweder-Oder gilt, weil es dort geschaut wurde.

Gerade die aus der deutenden Schau vergangenen Lebens herausspringende doppelte Möglichkeit, zu sein, offenbart mir die Unmöglichkeit, mich im Augenblicke, wo ich keine Zeit mehr habe zu deuten und kein Chaos es formend zu schauen, für eine dieser beiden Möglichkeiten zu entscheiden — wenn anders die Entscheidung eine solche bleiben, also mit dem Einsatze meiner Person vor dem Angesichte der Wahrheit erfolgen soll und nicht aus einem ästhetischen Engagement heraus. Das Problem wirklicher Entscheidung ist dieses, daß sie unmöglich ist.

Unmöglich auf Grund eines radikalen Nichtwissens um das Wofür der Entscheidung. Ein Wofür der Entscheidung kennt der Mensch nur in der dichtenden und denkenden Betrachtung einer vollzogenen Wahl, aus der Deutung vergangenen Lebens. Im Augenblicke, da ich aus der einsamen Stille deutender Schau in die Bedrängnis eines wirklichen Gefragtseins gerate, entschwindet mir das Wofür meiner nun allererst ernst geforderten Entscheidung.

Nun enthüllt die denkende oder dichtende Schau sinnversehenen Lebens die Unmöglichkeit für den Menschen, aus sich selbst heraus, also aus seiner Vergangenheit seine Zukunft zu gestalten — wenn anders er wahrhaftig bleiben will und er sich nicht aus irgendeiner Askese, einem Heroismus, einer Demut oder Kindlichkeit heraus einem Gesetz — dem Geiste — oder sich selbst — dem Eros — in die Arme wirft.

Hesse geht an diesem Problem wirklicher Entscheidung vorüber. Er bleibt nicht zurückhaltend bei der Frage, sondern verkündet zum Schluß seine Vorliebe für das heimatlose Sein des Zufalls, das „keine Haus- oder Klostermauern zwischen sich und der großen Angst gebaut hat". Das Werk des Dichters wäre wahrhaftiger geworden, wenn er mit der gleichen Ehrlichkeit, die ihn die beiden Möglichkeiten des Menschseins so rein gestalten ließ, keiner den Vorzug gegeben hätte. Gewiß, das Buch hätte dann mit einer Dissonanz geendet und den Leser mit einer antwortlosen Frage entlassen. Aber der Dichter wäre dann vielleicht — nicht aufgehalten von der Vorläufigkeit einer ästhetischen Motivation — bis zu einer gewichtigeren Problematik gedrungen, er hätte an seinem Teile dazu beitragen können, die Frage nach der ethischen Entscheidung wachzuhalten, die sich dann einstellt, wenn die Verantwortungslosigkeit jeder ästhetischen Parteinahme für eine der beiden Möglichkeiten individuellen Lebens durchschaut ist.

Herischdorf Gerhardt Kuhlmann

Gandhi

Von einem alten „Indier" gesehen

Im Weihnachtsheft der „Christlichen Welt" wird über das Buch „Mahatma Gandhi, Mein Leben" geschrieben. Es wird da über Gandhi und über Indien in einer Weise geurteilt, die von Fernstehenden wohl verständlich, aber nicht richtig ist und die beim Leser zum mindesten ein einseitiges Urteil über Indien und über die Persönlichkeit Gandhis erwecken muß*). Beides wäre gewiß weder im Sinne des Herausgebers C. F. Andrews, noch im Sinne des großen Mannes selber, an dem wir mit Recht hinaufsehen und an dessen Persönlichkeit kein denkender Mensch von heute vorbeigehen kann.

Die Schreiberin redet davon, daß ein ganzes Volk das Programm Gandhis zu seinem Programm gemacht habe. Ferner: „Vorher war Gandhi das Wunder gelungen, die ganze Nation zu einer Erhebung gegen die britische Herrschaft zu einigen usw. usw." Es wird der Eindruck erweckt, als ob das indische Volk wie ein Mann dastehe und das Programm Gandhis, den gewaltlosen Kampf, zu seinem Programm gemacht habe. Nun gibt es vor allem überhaupt kein indisches Volk, sondern lediglich Völker Indiens, die in zwei Hauptgruppen eingeteilt werden müssen, Muhammedaner und Hindu. Wie die Konferenz in London klar zeigt, sind diese beiden Gruppen sehr schwer zu einer politischen Einheit zu bringen. Die 70 Millionen Muhammedaner würden sich niemals von einem Hindu, auch von einem Gandhi nicht, regieren lassen. Die Hindu sind sodann unter sich so sehr durch die Kaste getrennt, daß auch für sie eine politische Einheit nur schwer erzielt werden wird. Es handelt sich bei Gandhi um Anhänger, um eine Gruppe von Menschen, von denen verhältnismäßig nur wenige tatsächliche Jünger Gandhis sind, und um solche, die seines politischen Zieles wegen ihm folgen, aber gar nicht immer mit seiner Gewaltlosigkeit einverstanden sind, wie die je und je vorkommenden Ausschreitungen und das Blutvergießen zeigen. Es wäre ganz falsch, wollte man in den Anhängern Gandhis die indische Nation sehen, die gar nicht existiert.

Was die Frage der „Paria", der Kastenlosen, betrifft, so hat Gandhi für diese gewaltig gekämpft und den Hindu zugerufen, daß sie kein Anrecht auf Freiheit hätten, solange sie diese Eiterbeule des Hinduismus, die Unberührbarkeit, duldeten. Als er aber seinen berühmten Feldzug zur Küste antrat, um das Salz-Gesetz zu übertreten, und überhaupt seinen Kampf gegen die englische Regierung Anfang 1930 wiederum aufnahm, da lehnte er die Teilnahme der Paria ab, weil er wußte, daß er diesen Kampf nur mit den Kastenleuten durchführen kann. Würde auch nur ein Paria kommen, so würden die Kastenleute wegbleiben. Diese Wendung in Gandhis Stellung zu den Paria hat diesen die Augen geöffnet, und sie haben erkannt, daß wenn eine indische Regierung, die aus Kastenleuten bestünde, eingesetzt würde, die Kastenlosenfrage nicht nur nicht gelöst, sondern womöglich noch schlimmer würde. Denn die Kastenleute würde ihnen keine Gleichberechtigung gewähren. Die Kastenlosen fürchten, daß selbst Gandhi ihnen darin nicht helfen könnte. Die 60 Millionen Kastenloser stellen sich daher auf die Seite der englischen Regierung, unter welcher sie soziale und politische Gleichberechtigung erfahren durften und überhaupt ein menschenwürdiges Dasein erhielten, was ihnen ihre Volksgenossen versagen. Das alles zeigt, daß die Völker Indiens keineswegs geschlossen hinter Gandhi stehen, und daß nicht von einer Nation Indiens geredet werden kann. Gandhi hat sich sehr angestrengt, die Klüfte, welche die Völker Indiens trennen, zu überbrücken und

*) Es ist ganz richtig, daß jener Artikel den Eindruck wiedergab, den Buch und Mensch auf uns Europäer macht. So wird das Urteil eines alten „Indiers" nur willkommen sein. D H

in der Kastenlosenfrage hat er gekämpft, wie bisher kein Hindu es getan hat, aber der Balken sitzt noch so tief im Auge Indiens, daß auch ein Gandhi ihn kaum etwas bewegen kann. Diese Frage wird nur da gelöst, wo die Botschaft des Evangeliums verkündigt und aufgenommen wird, wo die Liebe Gottes die Herzen der Menschen erfaßt und aus ihr die Bruderliebe entsteht. Der Hinduismus kennt weder die eine noch die andere. Was wir in Gandhi davon sehen, hat er nicht aus dem Hinduismus.

Würde das neuerdings von Gandhi und seinen Anhängern aufgestellte Programm durchgeführt werden, so würde dies für Indien ganz ohne Zweifel zu einer gewaltigen Katastrophe führen. Denn welche Art von Regierung auch aufgestellt würde, sie könnte die durch Jahrtausende hindurch gewollte und gepflegte Uneinigkeit Indiens unmöglich in die erhoffte und nötige Einigkeit verwandeln. Wenn Indien als gleichberechtigtes, modernes Staatsgebilde in die Welt eingereiht werden soll, so müssen die Grundpfeiler seines Parlaments neu gelegt werden, um das moderne Gebäude tragen zu können. Auf den alten morsch gewordenen Pfeilern ein neues Gebäude zu erstellen, wie Gandhi dies möchte, wird schon darum nicht möglich sein, weil viele seiner Anhänger mit dem Alten, und besonders mit der Religion, die Gandhi durch alles hindurch festhalten möchte, völlig brechen wollen. Ein den neuen Anforderungen gewachsenes Parlamentsgebäude kann aber Indien nicht allein erstellen, wie die Konferenz in London deutlich zeigt. Dafür braucht Indien die Erfahrung und Hilfe eines modernen Staates.

Was nun die Persönlichkeit Gandhis betrifft, so liegt es mir fern, gegen diesen außergewöhnlichen Mann, den ich seit etwa 1905 mit Staunen beobachte, etwas Unrechtes zu sagen. Gandhi selber ist aber so sehr von Wahrheit durchdrungen, daß ihm gewiß daran liegt, daß die Leser von „Mein Leben" nicht ein einseitiges, sondern ein richtiges Urteil über ihn erhalten. Gandhi ist tatsächlich eine Erscheinung, die in unserer Zeit einzigartig dasteht. In Südafrika hat er Großes vollbracht und für seine Landsleute gewaltige Erfolge erreicht, und zwar nur durch seine gewaltlose Methode. Es ist aber falsch, diese Methode Gandhis und seinen Erfolg mit dem Worte Christi „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen" zu decken. Trotzdem Gandhi auch in Indien oft mit Christus verglichen wird, ist er selber jedenfalls weit davon entfernt, dies zu tun. Sanftmut ist in Gandhis Methode denn doch nicht zu finden. Es soll ja auch ein Kampf sein, nur ohne Waffen. Alle seine Anhänger kämpfen und verweigern den Gehorsam oft unter Leiden, aber sie *kämpfen*, um das Ziel zu erreichen. Gandhi sagte bei dem Salzkrieg, den er führte, seinen Jüngern, daß sie bis aufs Blut kämpfen müssen, d. h. daß sie ihre Salzschüsseln verteidigen müssen, auch wenn sie darüber bluten müßten. Das mag heroisch, edel und tapfer genannt werden, aber mit Sanftmut hat dies nichts zu tun. Ich glaube Gandhi selber würde diese Art des Kampfes nicht mit der angeführten Bibelstelle decken wollen.

Gandhis Ziel ist neuerdings, Indien von der Herrschaft Englands zu befreien. Früher kämpfte er nur für die Gleichberechtigung der Inder innerhalb des britischen Imperiums. Er sah in der englischen Regierung diejenige Form, welche am wenigsten regiere und darum am besten für Indien passe. Darum stellte er sich auch im Weltkrieg ganz auf die Seite Englands und hat alles getan, um Truppen und Hilfstruppen in Indien anzuwerben, die auf alle Kriegsschauplätze verschickt wurden. Er hat trotz seiner Ablehnung der Waffengewalt den Krieg unterstützt, weil auch er glaubte, England kämpfe für Recht und Gerechtigkeit und für das Ende des Krieges überhaupt. Gandhi ist sodann so stark Nationalist, daß er alles durch diese Brille betrachtet und bereit ist, alles zu tun, um das gesteckte Ziel für Indien zu erreichen. Gerade der starre Nationalismus macht den Mann aber blind gegenüber Dingen, welche in Indien entschieden der Reform bedürften, und ebenso gegenüber Gefahren, die Indien weit stärker bedrohen, als die Gefahr aus dem Westen und durch die englische Regierung. Gandhi hält die Einrichtung der Kaste und was damit zusammenhängt für gut, weil sie als etwas Besonderes auf dem nationalen Boden gewachsen ist. Er heißt auch die Verehrung der Kuh gut, denn sie liefere die einzige Nahrung, die aus Liebe gegeben sei. In Indien ist die Kuh das heiligste Tier, und aus ihrer Verehrung entstehen sehr oft die Kämpfe zwischen Hindu und Mohammedanern, welche die Kuh schlachten.

Obwohl Gandhi selber keine Götzen anbetet, so vertritt er doch den Standpunkt, daß für Leute, die ein sichtbares Bild brauchen, um Gott anbeten zu können, der Götzendienst gleich gut sei, wie für den, der zu einem Gott betet, den er nicht sieht.

Daß Gandhi, der doch auch sich auf Christus und auf das Evangelium beruft, diese und andere Dinge vertreten und gutheißen kann, ist nur durch seinen auffallend starren Nationalismus zu erklären. Weil diese Dinge indisch sind, darum müssen sie gut sein. Alles, was aus dem Ausland kommt, besonders aus dem materialistischen Westen, ist für Indien ungut, selbst das Beste. In diesem Geiste wird von Gandhis Anhängern neuerdings das Christentum auch abgelehnt als eine Religion, die von Europa komme und nicht indisch sei. Gandhi selber vertritt den Standpunkt, daß kein Mensch seine Religion wechseln solle, sondern in der verbleiben, in die er hineingeboren sei. Es ist auffallend, daß ein Mann mit der inneren Entwicklung, wie Gandhi sie gehabt hat, eine solche Stellung vertreten kann.

Gandhi sieht sodann in seinem Nationalismus offenbar nicht, daß die größte Gefahr für Indien der Einfluß vom Norden her ist. Er schaut nur nach dem Westen und sieht in dem bolschewistischen Einfluß keine Gefahr. Der linke Flügel seiner Anhänger aber, der recht groß ist und in der Hauptsache aus jungen Leuten besteht, ist stark nach Moskau orientiert, und das sollte Gandhi zu denken geben. Indien, mit all seinen wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Übelständen ist ein sehr fruchtbares Feld für die Propaganda des Bolschewismus, und *die* Anhänger Gandhis, die nur insoweit mit ihm gehen, als er mithilft ihr politisches Ziel zu erreichen, werden, sollten sie zum Ziele kommen, die Ersten sein, welche das „Kreuzige" über Gandhi rufen, denn sie wollen etwas völlig Anderes, als was Gandhi und seine wenigen Anhänger, die innerlich mit ihm einig sind, erstreben.

Gandhi hat sich in seinem letzten Kampf allzu sehr ins Schlepptau seines linken Flügels nehmen lassen und hat dadurch manchen anderen stillen Anhänger und Bewunderer abgestoßen.

Was die religiöse Stellung dieses einzigartigen Mannes unserer heutigen Zeit betrifft, so scheut man sich, etwas über eine Persönlichkeit zu sagen, die in ihrem Leben klar und deutlich bewiesen hat, daß sie Ernst damit zu machen sucht, ihrer religiösen Überzeugung gemäß zu leben, und die das ganze Leben vom religiösen Einfluß durchdrungen sehen möchte, die den europäischen Mächten zugerufen hat: „Politik ohne Gott ist ein Unding und eine Gefahr für die Menschheit", deren Leben tatsächlich in Vielem weit christlicher ist als das vieler Christen. Gandhi kommt aber gleicherweise wie so viele Hindu trotz aller Verehrung, die sie für Christus an den Tag legen und immer wieder bezeugen, nicht über das Dogma der Selbsterlösung hinüber. Alles Leiden für eigene oder fremde Schuld hat den Zweck, einen Schritt in der Selbsterlösung voranzukommen. Gandhi nimmt, wie es übrigens viele Christen auch tun, das von Jesus an, was ihm in diese seine Auffassung paßt. Er sieht in Jesus nur das menschliche Vorbild, dem es nachzustreben gilt. Den Erlöser, den

Einzigartigen, den Heiland der Welt, der für alle Menschen die große Tat der Erlösung vollbrachte, lehnt Gandhi ab. Der Mensch muß seine Erlösung schaffen, und hierbei ist es gleichgültig, welcher Form von Gottesverehrung er folgt. Gandhi sucht dieser Überzeugung zu leben und glaubt darum, der alten Christenheit mit Recht den Vorwurf machen zu können, daß ihr Leben mit dem ihres Meisters gar nicht übereinstimme und sie darum gar kein Recht habe, sich nach seinem Namen zu nennen.

Wir können entschieden vieles von Gandhi lernen, und seine außerordentliche Persönlichkeit ist in unserer Zeit wie ein aufgehobener Finger, dessen Warnung, besonders in der heutigen Weltkrisis, vor einer materialistischen Weltanschauung und vor einer kulturellen Entwicklung, die nur auf Egoismus beruht, wir alle beherzigen sollten. Gandhi aber wird Indien, wird der Welt niemals den „Weg des Lebens" weisen. Diesen hat nur Einer gewiesen, und dieser Eine ist Jesus Christus, der gesagt hat: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Gandhi aber lehnt die Welt ab und will nur für Indien leben und sein Land vom Einfluß der übrigen Welt bewahren.

Basel Heinrich Kühner

Orient und Occident

Orient und Occident. Blätter für Theologie, Ethik und Soziologie. In Verbindung mit Nicolai Berdjajew herausgegeben von Fritz Lieb und Paul Schütz. Viertes Heft 1930. Leipzig, J. C. Hinrichs. In zwanglosen Heften zu je 5 M.

Das Heft trägt den Untertitel „Der russische Geist im Kampfe um seine Existenz und der Protestantismus", geht aber über diesen Rahmen stark hinaus. Besonders bemerkenswert erscheinen mir aus dem Inhalt drei Stücke:

1. In einem leitenden Aufsatz („Wo steht Gott in Rußland?") greift G. G. Kullmann einige Fragen auf, die im zweiten Heft (S. 28 ff. „Der Protestantismus zwischen Orthodoxie und Bolschewismus") von Otto Fricke, ja eigentlich schon von Nicolai Berdjajew („Die Krisis des Protestantismus und die russische Orthodoxie", Heft 1, S. 11 ff.) angeschnitten wurden und eine alte Auseinandersetzung von neuem aufleben lassen: Ist der gegenwärtige Bolschewismus nur eine dämonische Form des russischen „Westlertums" — oder eine Erscheinung für sich, absolute Heilslehre? Genügt es daher, wenn man, um ihn zu ermessen, bloß die Maßstäbe ansetzt, die auf einen Kampf zwischen Staat und Kirche schließen lassen — oder gilt für ihn nicht vielmehr die Formel „Kirche gegen Kirche", „Religion — gegen Religion?" freilich „mit einem Minuszeichen" —. Und endlich: Geht die Orthodoxie Rußlands wirklich zugrunde, in „magisch-kultischem Realismus", in ihrer Verständnislosigkeit für die „Frage der Zeit" — oder gibt es doch noch Etwas in ihr, wie eine Erneuerung, eine „Erweckung des Gemeindelebens", ein frisches Erleben „symbolkräftiger Kirchengemeinschaft"?

Die endgültige Lösung dieses Problems wird ja wohl erst einer nächsten Geschlechterfolge beschieden sein, wenn die Welle „Bolschewismus" ganz im Meere der Geschichte aufgenommen sein wird; soviel aber der Lotse aus einzelnen Leuchtfeuerchen schon jetzt schließen kann, scheint der richtige Kurs dort zu liegen, wohin ihn Bullmann steuert: „Nicht eine Kirche, die nur Opium für das Volk sein will, wird bekämpft, sondern durch die wahren Gläubigen hindurch Gott selbst. Wenn Rußland nicht theophil ist, wird es dämonophil" — der Bolschewismus ist wahrlich kein bloßer „politischer Kollektivismus", sondern ein Ringen gegen den Bestand unseres Glaubens, eine Gefährdung unseres „Menschen- und Person-Seins".

2. Einen lehrreichen Versuch unternimmt das von Benjamin Unruh (S. 14—37) übersetzte Schlußkapitel aus einer Arbeit des Professors für Kirchengeschichte an der russisch-orthodoxen Akademie in Paris, Georgij Florowskij. Das Wagnis besteht darin, daß er zwei, in der bisher üblichen Ansicht als Gegensätze geltende Männer auf einen „gemeinsamen Nenner bringen will: den „Westler", Anfänger des utopischen Sozialismus Alexander Herzen (1812—1870) — und den „Östler", den mystisch-ästhetischen Arzt und Mönch im Dienste der byzantinischen Idee Konstantin Leontjew (1831—1891.) Die Formel, unter welcher Florowskij beide einigt, ist richtig: sie heißt „Romantik". Aus ihrer „Sackgasse" — daher die Überschrift des ganzen Aufsatzes — „führt ein Ausweg zu dem Schöpfertum Dostojjewskijs": „Auf der ganzen Linie der Romantik setzt er ihr neue Thesen einer christlichen Philosophie entgegen" — nicht aus System, sondern aus Erfahrung — und mit ihm beginnt eine neue Etappe auf dem russischen philosophischen Wege.

In diesem Zusammenhange erscheint mir eine formale Bemerkung am Platze: je mehr nämlich das russische Denken unseren westlichen Geist befruchtet, desto notwendiger wird für uns eine Kenntnis auch der russischen philosophischen Terminologie, namentlich dort, wo sie eigentlich unübersetzbar ist. Benjamin Unruh, aber schon vor ihm Hans Ehrenberg und Nicolai Bubnoff, ferner Simon Frank und Karl Nötzel haben ja auf diesem Wege mancherlei vorgearbeitet, und es wird nunmehr langsam Zeit, daß Begriffe wie (ich wähle nur einzelne und übersetze nur ungefähr, da eine genaue Wiedergabe schlechthin unmöglich ist) „Sobornostj-Gemeinschaft", „Stichija-Urgrund", „Zywoznanje-Lebensweisheit" u. a. einfach in unserer Denkwelt ihren Raum finden.

3. Ungemein wichtig sind die von Fritz Lieb zusammengetragenen Akten zur Versöhnung der russischen orthodoxen Patriarchatskirche mit den Altgläubigen. (S. 69—72.) Bekanntlich durchlebte die russische Kirche nach den Gräzisierungsversuchen des gewaltigen Patriarchen Nikon im 17. Jahrhundert eine in ihrem vollen Ausmaße selbst bis heute nicht ganz erfaßte Reaktion der „Altgläubigen", das sogenannte „Raskol"-Schisma, das seinen kirchenrechtlichen Niederschlag in dem großen allrussischen Konzil von 1666—67 fand und mit einer Verfluchung der Raskolniki endete. Seither haben jeweils Dutzende von Menschenmillionen ihr Seelenheil im Geheimen außerhalb der offiziellen Staatskirche gesucht. Nun hat freilich letztere, nach dem Scheitern ihrer Gewaltmethoden in den letzten Jahrzehnten, stets einen Ausgleich mit den Schismatikern angestrebt — Anfang des 19. Jahrhunderts kam es sogar zu einer teilweisen Wiedervereinigung, dem sogenannten „Jedinowjerje". Aber das begründete Mißtrauen der mühseligen und beladenen, oft auch sektiererisch-einseitigen Altgläubigen hat sie niemals recht besiegt. Nach der russischen Revolution von 1905 gab es erneute Annäherungsversuche. Eine endgültige Entscheidung brachte aber erst die Not der zweiten und dritten Revolution. Auf dem allrussischen Landeskonzil 1917 bis 1918 wurde die Frage erörtert, ob man die Altgläubigen nicht vom Anathem des Raskol-Konzils 1667 befreien solle — und nun, nach weiteren zwölf Jahren wurde das Werk geschafft: zwar nicht mit Konzilsbeschluß (die Einberufung eines solchen ist ja gegenwärtig unmöglich), aber durch schriftlich eingeholte Entscheidung aller einzelnen Mitglieder des Provisorischen Patriarchalen heiligen Synods (unterschrieben sind 12 Bischöfe) werden die wichtigsten Einigungshindernisse aus dem Wege geräumt. Die bisher verfluchten liturgischen Bücher des Raskol werden als rechtgläubig, das bisher verbotene und mit so viel Blut verteidigte schismatische Kreuzeszeichen mit zwei Fingern als gnaden- und heilbringend anerkannt. Alle „tadelnden Ausdrücke", die in der Polemik gegen das Schisma je angewendet wurden (man muß diese Sammlung von Kraftworten gelesen haben, um ihre Derbheit auch nur einigermaßen zu ahnen!) werden für ungültig erklärt und — das Wichtigste — der große Bann des Konzils von 1666—1667 wird „annulliert, vernichtet, betrachtet als wäre er nicht geschehen". Der zweite Fall einer Annullierung von Konzilsbeschlüssen durch spätere Kirchenversammlungen in der russischen Kirchengeschichte! Die Bedeutung dieses Ereignisses kann sachlich kaum ermessen werden; jedenfalls ist es eine mehr als bemerkenswerte Sammlung religiöser Kräfte innerhalb der immer noch stärksten russischen Teilkirche.

Die anderen, von Fritz Lieb (S. 72—74) gebrachten Dokumente beziehen sich auf die von den Sowjets aufgelöste ukrainische, orthodoxe Autokephalkirche. Die dort zitierten, angeblich freiwillig gefaßten Synodalbeschlüsse, die die weitere Existenz ihrer eigenen Kirche „für unnötig" halten und sie deshalb „liquidieren" — sind in deutscher Sprache bereits zweimal vorher veröffentlicht worden: im „Notbuch russischer Christenheit" (S. 95 f.) und in der Zeitschrift „Licht im Osten", Wernigerode 1930, Jahrgang 5, S. 118 ff.

Den Schluß des sehr reichhaltigen Heftes bildet eine von Paul Schütz zusammengestellte chronikalische Überschrift über den Bolschewismus im erwachenden Osten (S. 74—84) und eine ordentliche Literaturübersicht (S. 74—96).

Wien Hans Koch

Über neuere deutsche Arbeiterliteratur

7. Zeitungen und Zeitschriften

Die sozialistische Weltanschauung wird im Volk vor allem durch überaus zahlreiche Tageszeitungen verbreitet und lebendig erhalten. Die Sozialdemokratische Partei verfügt im Deutschen Reiche über etwa 225 Blätter, mit denen schätzungsweise mindestens sechs Millionen regelmäßige Leser erfaßt werden, d. h. jeder zehnte deutsche Mensch.

Dieser gewaltige Einfluß wird nachdrücklich verstärkt durch die sozialdemokratische Gewerkschaftspresse, die gegenwärtig ungefähr 40 verschiedene Berufsgruppen bedient (Bergarbeiter, Metallarbeiter, graphische Berufe, Landarbeiter, Gemeindearbeiter, aber auch Musiker, Maler, Friseure, Feuerwehrleute usw.). Diese Blätter behandeln nicht allein Fach- und Organisationsfragen sowie politische Angelegenheiten, sondern dienen z. T. auch der allgemeinen Bildung und der Unterhaltung. Besondere Zeitschriften vertreten die Interessen der in diesen Fachgruppen arbeitenden Frauen und jungen Menschen.

Die höheren Angestellten (Bankbeamte, technische Beamte und Angestellte, Werkmeister, Schiffsingenieure, Offiziere der Handelsmarine usw.), Betriebsräte und Künstler (Chorsänger, Tänzer, Bühnenangehörige, Artisten) werden mit den etwa 20 Zeitschriften der Afapresse (Allgemeiner Freier Angestelltenbund) versorgt; auch die verschiedenen Gruppen sozialistischer Beamten haben ihr eigenes Blatt.

In ähnlich straffer und übersichtlicher Weise ist das Schrifttum der Arbeitersportvereinigungen zusammengefaßt. Von Umfang, Tätigkeit und Bedeutung dieser proletarischen Bewegung für Körperpflege gibt eine eindrucksvolle Schau auf der diesjährigen Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden Kenntnis. Ihre Veranstaltungen stehen, wie z. B. ein Fest des Arbeiterradfahrbundes „Solidarität" bewies, das im Sommer 1930 ebenfalls in Dresden stattfand, dem Zuge der Zeit gemäß unter dem Zeichen des Massenandranges. Mit etwa 300 000 Mitgliedern vermag der genannte Verein Menschenmengen auf die Beine zu bringen, die dem Aufgebot zu den großen traditionellen bürgerlichen Festen — Deutsches Bundesschießen, Deutscher Sängertag, Katholikentag — nichts nachgeben.

Man kann über Körperpflege auf Grund religiöser oder politischer Anschauungen getrennter Meinung sein und darauf hinweisen, daß es keine evangelischen und katholischen Riesenschwünge am Reck und keine bürgerlichen und sozialistischen Bocksprünge gibt. Die Gründung sozialistischer Sportvereinigungen mit einer reichhaltigen Fachpresse (etwa ein Dutzend Blätter) war aber infolge der vorhandenen Klassengegensätze sowohl von innen wie von außen geboten. Denn einmal ist man in ihnen natürlich „unter sich", dann aber würden der Aufnahme von Arbeitern in bürgerliche Touristenvereine (Alpenverein) oder Seglerklubs wohl von beiden Seiten her starke Hemmungen entgegenstehen, zumal heute, wo sich die früher weitverbreitete Geringschätzung der Handarbeiter vielfach in deutlichen Neid über deren Errungenschaften verwandelt hat. Demnach nimmt das Vorhandensein von Zeitschriften für proletarische Turner, Radfahrer, Athleten, Ruderer, Segler, Touristen usw. nicht Wunder. In ihren Zielen unterscheidet sich die proletarische Sportbewegung, ausgesprochenerweise oder nicht, von der bürgerlichen darin, daß sie das Hauptgewicht auf den im weitesten Sinn „bildenden" Sinn des Sports legt und vorzugsweise gute Durchschnitts- und Gemeinschaftsleistungen zu erreichen sucht. Der Sport ist vorzugsweise Mittel zum Zweck, so daß die Erzielung individueller Spitzenleistungen (Rekorde), die im bürgerlichen Sport gern angestrebt wird, zurücktritt. Dieser Unterschied geht natürlich auf die allgemeine weltanschauliche Einstellung zurück, wobei die proletarische Auffassung schwerwiegende Gründe zu ihren Gunsten beizubringen weiß.

In wissenschaftlicher Form erörtern die Probleme der arbeitenden Klasse die im Berliner Parteiverlage erscheinende Monatsschrift „Gesellschaft" sowie die „Sozialistischen Monatshefte" (Berlin); Erziehung und Bildung im Sinne des Sozialismus befürworten (ohne sich auf die arbeitende Bevölkerung zu beschränken) eine ganze Anzahl Zeitschriften (z. B. die „Neue Erziehung") und die „Neuen Blätter für den Sozialismus" (Potsdam).

Weitverbreitet sind die proletarischen illustrierten Blätter, die teils den Tageszeitungen beigelegt werden („Volk und Welt"), teils gesondert erscheinen („Kuckuck") sowie die sozialistischen Witzblätter („Wahrer Jakob") und Frauenzeitungen („Frauenwelt"). Die „Illustrierte Republikanische Zeitung" (Berlin), die bis vor kurzem „Illustrierte Reichsbannerzeitung" hieß, steht diesen Blättern nahe.

Literarischer und künstlerischer Bildung dienen beispielsweise die „Bücherwarte" und die „Volksbühne" (beide in Berlin erscheinend). Die letztgenannte gibt billige „Volksbühnenklassiker" heraus. Daß auch die proletarischen Anhänger künstlicher Weltsprachen (Esperanto und Ido), die Schachspieler, Rundfunkfreunde, Abstinenten, Hausierer und endlich die Freidenker und die religiösen Sozialisten beider Bekenntnisse ihre besonderen Organe haben, vervollständigt den imponierenden Bau der proletarischen periodischen Presse. (Genauere Nachweisungen stehen z. B. in dem kleinen „Taschenbuch der Arbeit", das alljährlich im Parteiverlage, Berlin SW, Lindenstraße 3, erscheint.)

Was ihr besondere Bedeutung verleiht, ist der Umstand, daß sie sich ohne Unterstützung von außen her, recht eigentlich unter behördlichem Druck, aus der proletarischen Bewegung selbst heraus entwickelt hat und von ihr getragen wird. Was Arbeitergroschen an geistig bedeutsamen Werken zu schaffen vermögen, zeigt vielleicht am eindrucksvollsten das monumentale Berliner Volkstheater am Bülowplatz.

Die kommunistische Bewegung ist in dieser Zusammenstellung nicht berücksichtigt worden. Das holen wir ein anderes Mal nach.

8. Nachlese

Es ist selbstverständlich, daß Arbeiterliteratur nicht nur von sozialistischen Parteiverlagen herausgegeben wird. Schon im Anfang war darauf hingewiesen worden, daß Arbeiterdichtung eigentlich durch einen bürgerlichen Verlag (E. Diederichs) in den Buchhandel kam; auch der Verlag der Christlichen Welt hat sich ihr zugänglich gezeigt.

Im Hinblick auf ausländische Literatur nimmt der Berliner „Malikverlag" als Herausgeber der Werke Maxim Gorkis und Upton Sinclairs eine besondere Stellung ein. Der amerikanische Autor hatte bereits vor dem Kriege mit seiner Schilderung der damaligen Verhältnisse in nordamerikanischen Großschlächtereien („Der Sumpf") weltweites Aufsehen erregt. Von den späteren Werken ist „Petroleum", die Jagd nach dem Öl, wohl am bekanntesten geworden, da es wegen angeblicher sittlicher Gefährdung der Jugend der Zensur des Staates Massachusetts verfiel. In erotischer Beziehung harmlos, hat es zweifellos als Hohelied proletarischer Opferwilligkeit und Organisation den behördlichen Unwillen erregt; übrigens schlug der Verfasser dem Verbot ein Schnippchen dadurch, daß er Feigenblätter auf die beanstandeten Seiten drucken ließ und das Werk eigenhändig auf den Straßen Bostons vertrieb. Zur scherzhaften Erinnerung daran hat der deutsche Verlag seiner Ausgabe ein Lesezeichen in Gestalt eines Feigenblattes beigegeben, damit jeder Leser, als „sein eigener Zensor" die ihm gefährlich erscheinenden Stellen damit zudecken könne.

Ausgesprochen klassenkämpferisch, sowjetfreundlich, kommunistisch ist der „Neue deutsche Verlag" in Berlin, dessen Veröffentlichungen (vor allem ein proletarisches Jahrbuch) scharfe Kritik von bürgerlicher Seite erfahren haben.

Dresden Georg H. Neuendorff

Mensch und Maschine

Die heilige Elisabeth von Thüringen. Von Franz Johannes Weinrich. München, Kösel u. Pustet 1930. 332 S. 6, geb. 8.50 M.

Engel Hiltensperger. Der Roman eines deutschen Aufrührers. Von Georg Schmückle. Stuttgart, Strecker u. Schröder 1930. 718 S. 7.50, geb. 10 M.

Die Wandlung. Roman von Cécile Lauber. Zürich, Grethlein u. Co. 1929. 535 S. 10 M.

Dr. Carl Sonnenschein. Der Mensch und sein Werk. Von Ernst Thrasolt. München, Kösel u. Pustet 1930. 405 S. mit Bildnis Sonnenscheins. 8.50 M. (Vgl. unten Sp. 183.)

Papst und Jesuitengeneral. Ein unerhörter Justizskandal und seine geistigen Grundlagen. An Hand der Akten nach der Lehre und dem Recht der katholischen Kirche dargestellt von Dr. Franz Ernst. Bonn, Albert Falkenroth 1930. 154 S. 2 M.

Zodiak. Roman von Walther Eidlitz. Wien, Paul Zsolnay 1930. 384 S. 4.80, geb. 7.50 M. (Vgl. 1930, 23, 1153.)

Auch Bücher sind Schicksale. Sie kommen wie die Engel und die Propheten im Alten Testament oder wenigstens wie Briefe, die gelesen werden wollen. Diese sechs Bücher kamen mir im Herbst vorigen Jahres, einige wie persönliche Mitteilungen und Forderungen an mich, die anderen wie Botschaften Gottes. Ich habe mich ihnen nicht entwinden können und habe ihre Stimme gehört. Doch was sie mir persönlich zu sagen hatten, davon sei hier nicht die Rede. Nur daß mir in der Mannigfaltigkeit ihrer literarischen Gestalt die Einheit ihrer Botschaft so auffiel, daß es mir nicht möglich wäre, sie getrennt zu besprechen.

Zodiak, das Buch von Walther Eidlitz, das am wenigsten hierher zu gehören scheint, ein Buch von bezaubernder Reinheit und Schönheit der Sprache, johanneische Schau im Zeitalter gigantischen Aufstiegs der Technik und der chthonischen Gewalten, stellt die entscheidende Frage mit den Worten von Henry Ford: „Wird nicht einmal der Tag kommen, da die Maschine allmächtig und der Mensch bedeutungslos ist?“ Noch einmal leuchtet die Insel Patmos in das Leben des Menschen Gambo und ladet ihn zu seligem geistlichen Leben. Gambo entscheidet sich für Athen und für die Maschine. Aber eine junge Griechin schenkt ihm sterbend ein uralt Bildnis des heiligen Michael, des „Wer ist wie Gott?“ Mit diesem Bildnis gerät er auf den „Zodiak“, das Riesenflugzeug der Sowjetunion, das auf einem Flug über die Erde die Weltrevolution zu entzünden versucht, umschwirrt von den Geistern der Toten. Über New York entspringt er, das Bildnis unter dem Arm festklemmend, dem dämonischen Flugzeug. Der „Zodiak“ explodiert und stürzt zur Erde. Der Mensch Gambo und das Michaelsbild sind die einzig Überlebenden.

Eidlitz schickte mir das Buch nicht zur Besprechung, sondern weil er wohl weiß, daß ich auch einer solchen Maschine entsprungen bin und nur das Michaelsbild in den Händen halte. Denn Maschinen, das sind doch nicht nur die Konstruktionen aus Stahl und Eisen! Wenn sie nur dies wären, dann wäre das Zeitalter der Maschine noch etwas Harmloses. Nicht nur das Werkzeug der Hand hat sich im letzten Jahrhundert zur höchstvollendeten Maschine weiterentwickelt, die jetzt die Hand arbeitslos macht, sondern auch das Werkzeug der Seele: alle geistigen Einrichtungen, die ursprünglich segensreich der Entfaltung und Offenbarung der Seele dienten, sind Riesenmaschinerien geworden, die mehr und mehr die Seele außer Tätigkeit setzen und verkümmern lassen. Von diesen Maschinerien aus ist die Frage Fords heute schon mit einem dämonischen Ja beantwortet: Der Mensch ist bedeutungslos, die Maschine ist alles; die Partei ist alles, die Kirche ist alles, der Staat ist alles! —

Ein unter die Maschine gekommener Mensch ist der Jesuitenpater Bremer, einst ein geschätzter Lehrer in den Schulen seines Ordens, jetzt von der Maschinerie des kirchlichen Rechtes aus dem letzten Asyl vertrieben, das ihm barmherzige Liebe geöffnet hatte. Mit verzweifelter Klugheit und Keckheit griff er in das Getriebe der Maschine, unseligen Glaubens, mit Hilfe der ursprünglichen Konstruktion sein Recht, seine Ehre, seine Stellung und, zuletzt, wenigstens seinen täglichen Unterhalt und sein Obdach zu retten. Alles vergeblich. Jetzt veröffentlicht er unter dem Titel **Papst und Jesuitengeneral** durch einen Dr. Franz Ernst, meines Wissens Pseudonym eines katholischen Priesters, seinen Fall „an Hand der Akten“. „Nach der Lehre und nach dem Recht der katholischen Kirche“, also in einem letzten Vertrauen auf die Maschinerie. Möge ihm der erhoffte Erfolg gegönnt und vom Himmel erfleht sein! Ich habe die Erfahrung, daß Aktenpublikationen nicht den geringsten Eindruck auf die Kirche machen. Die Kirche schämt sich nicht mehr, denn Scham ist ein ausschließliches Vorrecht beseelter Wesen. Und auch die Welt hat über die kurze Zeit der prickelnden Sensation hinaus kein Interesse mehr an den Geschichten verunglückter katholischer Priester. Sie weiß: wer Auto fährt, muß damit rechnen, daß er zu Tode verunglückt. Und ich wollte noch vor einigen Wochen schreiben: „Es wird eine ewige Schande sein in der Geschichte des gegenwärtigen Papstes, daß er seine Priester also der tötenden Maschinerie des kirchlichen Rechtes preisgibt.“ Aber nein, man wird die Konsequenz Roms, man wird die Maschine loben. Denn es werden einmal nicht mehr Menschen sein, sondern nur noch Maschinen und Maschinenanbeter.

Jede menschliche Ordnung, wenn auch nicht immer als „Himmelstochter“ geboren, so doch wenigstens anfänglich eine schöne Erdentochter, seelenvoll und guten Willens, entwickelt sich, anscheinend mit Naturnotwendigkeit, zur Maschinerie. Die Menschheit wäre längst an ihren Ordnungen zu Grunde gegangen, wenn nicht immer wieder aus den Tiefen der Erde, aus dem Schoß der Gottheit, mächtige Gewalten in die Flanke der jeweiligen, maschinenmäßig wirkenden Ordnung gefahren wären: Reformation, Revolution und — Liebe und Leiden. Sie zerstoben alle im Anprall; Mißerfolg nennt man das in der menschlichen Sprache; aber ihnen ist zu verdanken, daß es bis jetzt noch Menschentum auf der Erde gab.

Georg Schmückles **Engel Hiltensperger,** ein Bauernsohn, Priester und Waffenmeister des Fürstabtes von Kempten, verläßt seinen guten Posten in der Maschinerie der damaligen Ordnung, kehrt zur Erde zurück, zum Bauerntum und Mannestum, stellt sich an die Spitze der vom Abt geknechteten und entrechteten Bauern seiner Heimat, der geheimnisvolle „Pfaff Konrad“, der in allen deutschen Landen den Bauernkrieg organisierte. Auch in dieser, wahrhaft gewaltigen und meisterlichen Erzählung, die einen Leser wochenlang in stärkster Spannung halten kann, kommt ein Bildnis Michaels, des „Wer ist wie Gott?“ vor, auch ganz in Nebenrolle, aber so, daß man merkt, wie alle echten Menschheitsgeschichten Ableger sind von der großen Geschichte des Michael in der Bibel. Hiltenspergers Werk mißlingt; sein großes Vertrauen auf Luther wird enttäuscht; er selbst läßt sich sterbend einen Priester des „alten Glaubens“ kommen; die tötende Maschinerie läuft weiter. Aber wir wissen, daß diese Maschinerie heute nicht mehr läuft; sie hat damals doch einen Stoß bekommen!

Schmückles „Hiltensperger“ und der Jesuitenpater Bremer haben eine gewisse Ähnlichkeit miteinander, und ich bin versucht, auch den **Dr. Carl Sonnenschein,** nach Thrasolt „Studentenerwecker Deutschlands“ „Weltstadthelfer“ „Weltstadterwecker“ „Auferbauer des katholischen Berlins“, in diese Reihe zu stellen. Sie begegnen der Maschinerie mit Maschinerie, der Waffenmacht mit Waffengewalt, dem klugen Recht mit noch klügerem Recht, der Weltstadt mit Weltstadt, mit rasenden Autofahrten, Telephonklingeln, Depeschen und Eilbriefen und einer Riesenkartothek, mit aller Unrast, Vielrederei, Abenteuerlichkeit, Hochstapelei, ja sogar Erpressung — denn viele, denen Sonnenschein die Last seiner wildgewordenen Helferlust aufbürdete, haben seine Art so empfunden, und Manche sind froh, daß er endlich tot ist. Selbst das Buch, das Ernst Thrasolt, der Meister geistlicher Dichtung und Verkündiger des echten „frohen Lebens“ (seine Zeitschrift!), über ihn schrieb, hat etwas durchaus Großstädtisches an sich, tausend Straßen, die nicht zu einem Ring und Rathaus zusammenlaufen wie die Straßen kleiner Städte. Daß Sonnenschein manchmal vor lauter Tätigkeit ganze Tage nicht zum Essen kam und dann auf einmal eine ganze Torte aufaß und fünfzehn Schnäpse dazu trank, steht zusammen mit all dem Material, von dem seine Verehrer die zukünftige Heiligsprechung erhoffen, beides schier mit dem gleichen Ernste und im Interesse der Objektivität und Wahrheit vorgetragen. Sonnenscheins Wesen war nicht bestimmt von der Kirche her; auch nicht vom Glauben und von der Frömmigkeit her, sondern von einer in seiner Familie wurzelnden, leidenschaftlichen Neigung, durch Wohltun und Helfen wichtig zu werden, alles in den Dienst dieser Neigung zu zwingen, ein Diktator zu werden auf diesem noch von keinem Diktator beanspruchten Gebiete. Kirche, Glaube, Frömmigkeit, das war ihm im Grunde gleichgültig, und er konnte sogar sehr verächtlich davon reden. Von der christlichen Demokratie Romulo Murris herkommend gelangte er schließlich zu einer unbedingten Bejahung der Kirche und alles dessen, was sie tat und verfügte, — aber nur, um Ruhe vor ihr zu haben und um ihr System und ihre Machtmittel für seine Pläne ausnutzen zu können. Er ist an Patmos unberührt und unerhellt vorübergefahren; er hat das Athen der Rhetoren und der Maschinen gewählt, und kein geliebtes Mädchen vererbte ihm sterbend das Bild des Michael. Aber er hat unerhört viel Gutes getan und noch viel mehr Guttun diktatorisch und erpresserisch erzwungen. Ich muß auf die letzte Seite des Thrasoltbuches schreiben: Matth. 25, 35—40, und seine ausgefransten Hosen — die besseren hatte er immer schon verschenkt, ehe er sich darin zeigen konnte — versöhnen mich mit der Tatsache, daß er den gigantischen und sehr verführerischen Versuch gemacht hat, auch Caritas und soziale Fürsorge in eine Riesenmaschinerie zu verwandeln. Aber die Tatsache bleibt bestehen und wird in der Geschichte der Maschinisierung der Welt kein unbedeutendes Datum sein. Bezeichnend ist, daß es nur zwei Menschen auf längere Zeit in seiner Nähe ausgehalten haben. Das ist vielleicht das Michaelsbild in diesem Buche!

Thrasolt stellt den Dr. Sonnenschein probeweise neben den heiligen Paulus, Franziskus von Assisi, Philipp Neri, Franziskus von Sales, Vinzenz von Paul, und da schießen leuchtende Strahlenbündel herüber auf den Zeitgenossen und verklären ihn wirklich. Ich sehe aber auch von dem Zeitgenossen her zwar nicht verklärende, aber doch sehr erklärende Lichter auf die Verewigten und

Approbierten scheinen, und in diesem Schein mußte ich das innig feine und reine Buch von Franz Johannes Weinrich über **Die heilige Elisabeth von Thüringen** lesen, das ich gleich ein Meisterwerk geschichtlicher Erzählung nennen will. Heiligkeit wird nicht durch Religion erworben; sie wird von Gott im Menschenblute zusammengekocht, eine Arbeit, die durch viele Generationen hindurch währt. Dann auf einmal tritt sie sichtbarlich in Erscheinung, oft schon ganz ausgeprägt, wenn der Heilige noch ein Kind ist. Und was dann geschieht, wird in der Gleichzeitigkeit meist als Narrheit oder absonderliches Wesen, später als religiöses Phänomen bezeichnet. Es ist aber vielmehr die Religion ein Phänomen der Heiligkeit, und es ist ein gutes Zeichen für die Religion, daß der Heilige sie annimmt und erfüllt. Leider nehmen auch viele Unheilige die Religion an und zeigen sich in ihrer Maske, so daß die Religion aus der Heiligkeit einzelner ihrer Bekenner kein Kapital für sich schlagen darf. In dem Buche Weinrichs wird die Heilige erst auf Seite 32 geboren, und in der angefügten Zeittafel steht die Notiz zum Jahre 1207: „Die heilige Elisabeth in Preßburg geboren. Sankt Franziskus von Assisi erwählt die Armut." Das genügt mir, um zu dem Buche volles Vertrauen zu haben. Die Heiligkeit wird nicht aus dem Willen des Einzelmenschen, sondern aus jenem Ganzen heraus geboren, das man Gott nennt. Und dann bricht sie ein in das steife Maschinengefüge der jeweiligen Welt und zerstört die Maschine und rettet den Menschen. Ich weiß nicht, ob Weinrich dies in seinem Buche sagen wollte, sehe aber, daß er es sagen mußte. Elisabeths Gestalt ist eine der feinsten Revolutionären- und Reformatorengestalten der Welt. Weinrich hat sie glücklich aus der Dürftigkeit der historischen und aus der Süßlichkeit der erbaulichen Biographien errettet, hat sie in das Zeitalter der Maschine gestellt, um diesem Zeitalter noch einmal zu zeigen, was für ein Wunder der reine, der heilige Mensch ist.

Seltsam abgewandelt ist dieses Elisabethmotiv in Cécile Laubers schier überfeinem und überzartem **„Die Wandlung"**. Cécile Lauber holt das Motiv herunter aus der Landgrafenburg und aus ferner Geschichtlichkeit in die Straßen einer heutigen Stadt. Nicht eine Königstochter und Gemahlin eines Landgrafen, sondern eine Bahnbeamtentochter und Frau eines Fleischermeisters ist das Gefäß des Unsagbaren, das immer wieder aus dem Menschgeblüt aufspringt und die Erde noch einmal bewohnbar macht. Zuerst scheint es ja so, als handle es sich um einen Tendenzroman gegen das Töten und Schlachten von Tieren. Allererste Rezensionen sprechen von einem großen Frauenroman. Es handelt sich um mehr, um die Errettung der Menschheit: „Solange der Schrei des Viehes, das zur Schlachtbank getrieben wird, ungehört verhallt, solange werden unsere Kinder zu weinen fortfahren, wird unsrer Not kein Ende sein und die Ewigkeit uns ausstoßen", so heißt das Motto des „ersten Buches". Cécile Lauber wird nicht denken, daß es einmal eine Erde ohne Schlächtermeister gibt. Sie denkt wohl überhaupt nicht; sie träumt und reiht ein Traumgesicht an das andere; sie ist ganz Dichterin, und es wird einem beim Lesen manchmal etwas viel der Sublimität. Aber sie zeigt doch wirklichkeitsgetreu, was für eine Schlachtmaschine der Mensch werden kann, und daß es doch noch Gewalten gibt, die diese Maschine zu zerbrechen vermögen, so daß sie wieder ein Mensch wird, der sich sogar den Zugang zum Himmel und zu seinem seligen Weibe und zu seinem mit dem Lamme spielenden Kinde nicht mehr mit Gewalt gegen ein Tier bahnen mag.

Geschichtliche Vergangenheit, allernächste Gegenwart, Dichtung, Traum, Vision, Aktenbericht, alles was mir da vor die lesenden Augen gekommen ist, alles ist wie ein Angstruf: „Der Mensch kommt unter die Maschine!" Ist aber auch wie ein Adventgebet: „Die Erde tue sich auf und sprosse den Heiland!"

Neusorge Joseph Wittig

Tierpsychologie

1

Das beherrschende geistige Interesse der Zeit gehört der Psychologie. Von allen Seiten wird Sturm gelaufen um die Erkenntnis der menschlichen Seele: in experimenteller Psychologie, in Psychoanalyse, in Individualpsychologie, in Graphologie und Chirologie, in Anthroposophie. Es ist ein inbrünstiges Verlangen nach dem Wissen um die eigene Seele da, um dieses Rätsel, das wir mit uns herumtragen; oft fragt auch die Not, die sich von der psychologischen Erkenntnis den Weg zur Heilung zeigen lassen will.

Die Welt ist bis zum Dröhnen erfüllt von dem Reden der Menschen über sich selbst und ihre Angelegenheiten, ihre Not, ihre Größe, ihre Technik, ihre Seele — es ist, als gäbe es nur Menschen auf Erden.

Aber da sind noch andere Wesen als wir. Tatsächlich — erstaunlich! — sind gar nicht nur wir in diese Erdenwelt gesetzt mit dem Willen zum Leben und zur Behauptung. Da ist anderes Leben auch. Aber es ist wenig Raum, Zeit und Bereitschaft geblieben für das, was dieses nichtmenschliche Leben angeht. Und es kann selber seinen Anspruch nicht anmelden. Die Kreatur reflektiert nicht über sich, ringt nicht um ihr Wesen, spricht nicht von sich. Sie ist, sie will sein, sie lebt, sie leidet; viel Wesen macht sie nicht daraus. Tier und Pflanze tragen das Wunder ihres Leibes und ihrer Seele unverstanden und still; es wird millionenfach gebraucht, zerstört, gequält, als sei es nichts.

Aber einige Menschen gibt es doch, die nach den stummen Gefährten fragen, denen es das Geheimnis dieses Lebens angetan hat. Sie sind im Besitz der Ruhe und Geduld, die nötig sind, um ein wenig in die verborgene Welt der Seele des „Anderen" einzudringen. Es gibt wirklich Menschen, die, wie Bengt Berg, wochenlang still neben dem Nest eines brütenden Vogels in der Einöde zu sitzen vermögen und dabei brausendes Leben in aller Stille vernehmen, und solche, die tagelang, wochenlang, monatelang die Entwicklung eines jungen Tieres Schritt für Schritt verfolgen und es nicht zu gering achten, um auf alle seine Gebärden und Laute zu warten, damit sie ihnen etwas von der Seele offenbaren, die darin spricht.

Gelingen kann das nur denen, die mit Bengt Berg sagen können: „Welcher Reiz liegt darin, sich ... Zutritt zu verschaffen zu dem verborgenen Leben in der Natur, aus der wir durch die Untaten vieler früherer Geschlechter ausgestoßen worden sind! Welcher Reiz liegt darin, die Schuhe von den Füßen zu streifen und sich in den heiligen Raum einzuschleichen. ..."

2

Die Tier-Psychologie ist eine junge Wissenschaft. Einer ihrer führenden Vertreter ist Professor Bastian Schmid in München. Er hat im Verlag von Otto Salle, Berlin, ein Buch veröffentlicht **„Aus der Welt des Tieres.** Ein Buch von der Seele des Anderen" *). Es berichtet von den Beobachtungen langer Jahre und den Resultaten, die sie gebracht haben. Es sind Beobachtungen an freilebenden Tieren und auch Experimente; aber unter ihnen allen ist keins, das ein Tier gequält oder unter Zwang gestellt hätte. Es ist eine Forschung, getragen von Liebe und Achtung dem Wesen gegenüber, dem sie gilt. Bastian Schmid ist auch überzeugt, daß man ein Tier nur kennen lernt, wenn es in einer ihm angemessenen Umgebung sich natürlich geben kann; wo das in der Tierpsychologie nicht beachtet wird, verbaut sich der Forscher selber den Weg. Die Tierpsychologie muß sich ihre Methoden erst schaffen. Ihr Objekt ist rätselhaft wie das der menschlichen Psychologie, aber es ist noch ungleich schwerer, ihm eins seiner Geheimnisse zu entlocken. Denn die Möglichkeit der Verständigung wird hier zu einem nur sehr begrenzt lösbaren Problem. In dem Kampf um einen Zugang zur Tierseele, der niemals nur durch mikroskopische Gehirnforschung und Nervenphysiologie gewonnen wird, hat man zwei wichtige Wege entdeckt: die Gebärde und den Laut. Bastian Schmid vor allem hat die Laute der Tiere studiert. Es ist interessant, wie hier die modernste aller Techniken, die Ton-Photographie, im Dienste der Kreatur steht, dieser Kreatur, die sonst so wenig geachtet und so selbstverständlich nur betrachtet wird als zum Dienst des Menschen bestimmt — und zu weiter nichts.

Eine überreiche Fülle von Lauten findet der Forscher in unerschöpflicher Geduld. Es ist eine viel reichere Möglichkeit des Ausdrucks da, als man ahnte, und je nach ihren Erlebnissen gewinnen oder verlieren die Tiere Laute. Mutterschaft z. B., die alle körperlichen und seelischen Möglichkeiten eines Tieres aufs höchste bereichert und steigert, gibt ihm auch neue Laute.

Das Tier aber „spricht" fast noch mehr durch Haltung und Gebärde. Professor Schmid widmet sein kleines Buch **„Das Tier und wir,** Ausdrucksmöglichkeiten des tierischen Körpers" dieser Körpersprache **). Es ist wunderbar, wie hier ein ganzes Teil der Fremdheit und Ferne zwischen Mensch und Kreatur liebevoll und achtsam überwunden worden ist, indem ein Mensch zu erlauschen lernte, was das Tier in der herrlichen Zweckmäßigkeit seines Körpers durch die Bewegung von seiner Seele verrät. Wie das Tier und seine Angelegenheiten überhaupt für die meisten Menschen nur den Wert einer Anekdote haben, so wissen sie auch nichts von dem, was es ihnen sagt, denn sie nehmen es nicht so ernst, daß die Möglichkeit eines Verstehens gegeben wäre. In diesen Büchern könnten sie es lernen. Hier erlebt der Mensch über seine Ichbefangenheit hinaus eine wundervolle Weitung der Welt; er erlebt die erschütternde Entdeckung eines unbekannten geheimnisreichen Landes. Aber es ist freilich erbarmungslos verschlossen vor allen anderen Werkzeugen als nur der achtungsvollen Liebe.

„Wer den Weg zum Tier finden will, muß sich mit Geduld wappnen und zudem Liebe im Herzen tragen. Wer aber verdrossenen Gemütes zu ihm hingeht und nur auf schnelle Resultate bedacht ist, der kann es wohl in den Schraubstock spannen und verschiedene Reaktionen buchen, vom seelischen Leben und Gehaben des Tieres jedoch wird er wenig oder nichts erfahren können. ... Ich sitze vor meinem Hund. Er sieht mich an, jede Bewegung meiner Gesichtsmuskeln, jedes Zucken meiner Wimpern verfolgend. Und ich frage mich, wie mag sich in diesem Hirn die Welt spiegeln? Was mag hinter dieser Schädeldecke, die ich streichelnd berühre, vor sich gehen? Wie mag er empfinden, fühlen, vielleicht denken?

*) Berlin, Otto Salle 1930. 223 S. 18 Abbildungen. Geb. 12 M.
**) Leipzig, Theodor Thomas, Geschäftsstelle der Deutschen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, 1930. 91 S. 1 M.

3

„Ich höre das Herz meiner Füchse schlagen. Der mit dem großen ausdrucksvollen Auge ruht in meinem Arm, und er blickt mich lange, klar und ruhig an. ... Manche Tiere habe ich mit der Flasche aufgesäugt, hilflose Geschöpfe, deren Mutter vom Jäger erschossen, von irgend jemandem in die Falle gelockt oder erschlagen worden. Füchse, die noch nicht fähig waren, auch nur ein Schrittchen sich vom Orte zu bewegen, Eichhörnchen, die in meiner Rocktasche sich heimisch zu machen versuchten und nach ein paar Wochen um mich wie um einen Baumstamm herumkletterten oder an mir auf und nieder jagten. Verschiedene Vögel, die ich im Brutofen ausbrütete, oder solche, die aus den Nestern genommen waren, verwundete und kranke, die ich dann einigermaßen ihren angeborenen Gewohnheiten entsprechend aufzog und betreute, sind unter meinen Augen groß geworden. ... Alle diese Kleinen hatten jenen, dem Leben ureigenen undefinierbaren Daseinsdrang in sich, dessen Ursprung und Wesen uns verborgen bleibt. ... Und es konnte eine Brücke zu den Tierchen hin geschlagen werden. Es kann, wenn Leben zu Leben spricht, Leben dem Leben hilft, unsichtbar eine Verbindung hergestellt werden."

Es ist dieses Forschers neuer Gedanke, daß die Tierpsychologie mit der Beobachtung der jugendlichen Tiere viel zu gewinnen hat. „Zum ersten Male wird meines Wissens in der tierpsychologischen Literatur der Versuch unternommen, die seelische Entwicklung verschiedener Tiere von den Anfängen ihrer Kindheit an zur Darstellung zu bringen. Einesteils wird in Tagebuchauszügen gezeigt, wie tierische Instinkte und Anlagen anderer Art auftreten, wie das Tier lernt und Erfahrungen sammelt, wie es sich sprachlich äußert, welche Eigenschaften des Gemütslebens es mit sich bringt oder entfaltet."

Hier, bei der Beobachtung der Kindertiere, ahnt auch der Laie, wieviel Berührungspunkte dasind zwischen dem Seelenleben der Menschenkinder und dem der Tiere. Wirklich, bei aller klarer Erkenntnis des Größeren, das dem Menschenkind gegeben ist als dem Träger eines soviel reicher entfalteten Geistes: die Ähnlichkeit alles dessen, woraus ein reicherer Geist ja doch erst erwachsen kann, ist bei Kindern und Tieren ergreifend groß.

Eigentlich sollte das allein genügen, um den Menschen die Tiere wertvoll zu machen: daß sie so vieles mit dem Liebsten, das wir kennen, teilen, mit dem kleinen Kind!

Junge Tiere spielen, solange sie nur wach sind. Das Spiel der Tiere wie der Kinder kann viel von ihrem Wesen sagen, wenn auch das der Tierkinder stark gattungsmäßig bestimmt ist. Es bleibt doch Raum für Individualität, und auch da, wo das Spiel Ausdruck des Gattungswesens ist, hat es seinen Wert als Ausdrucks- und Erziehungsmittel eben jeder Gattung in ihrer Eigenart.

4

Bastian Schmid geht auch auf das Gemeinschaftsleben der Tiere, auf Ehe und Freundschaft und auf den Tierstaat ein. Aus der Fülle seiner Beobachtungen sucht er dann die großen Grundfragen der Tierpsychologie zu beantworten: nach den Empfindungen, Vorstellungen, Assoziationen, den Gefühlen und Affekten, dem Charakter und der Intelligenz, der Art des Denkens. Er spricht von Hypnose und Traum bei Tieren und von den besonderen Sinnen, durch die viele von ihnen uns so weit überlegen sind. Er spricht auch über den Instinkt, diesen vielgenannten, kaum je verstandenen Begriff, und zeigt die Unhaltbarkeit aller Erklärungsversuche einer Tatsache, die jeder Erklärung spottet. Als eine gewaltige Gegebenheit, schöpferisch, gestaltend und erhaltend, soweit irgend das tierische und menschliche Leben reicht, sehen wir den Instinkt wirken, — aber wie entstand er? Triumphierend stark, Ursache von Leben und Tod, mannigfaltig, des unendlichen Staunens wert sehen wir ihn, — aber was ist er?

Er ist unerforschlich, sagt Bastian Schmid. In dieser schlichten Bescheidung liegen der Mut und die Andacht des Goethe-Wortes vom „Unerforschlichen, das man nur ruhig verehren kann".

Charlottenburg Julie Schlosser

Bücher und Schriften

Der deutsche Richter. Von Martin Berndt, Rechtsanwalt am Kammergericht. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening 1930. 226 S. Geb. 4.20 M.

Der Verfasser hat eine kleine Studie, die er vor etwa 20 Jahren in Martin Bubers soziologischer Reihe „Die Gesellschaft" herausgab, zu einem umfangreichen Buch erweitert. In der Fachpresse hat es peinliches Aufsehen erregt. Der Richterstand hat darin eine Karikatur gesehen, die den ohnehin heute maßlos angegriffenen Beruf in der Öffentlichkeit verächtlich zu machen geeignet sei. Und auch angesehene Rechtsanwälte haben mit ritterlichen Worten Übertreibungen, Verallgemeinerungen und Taktverstöße gerügt und den Verfasser mit hartem Tadel gestraft. Wer das weiß und bei der Lektüre sich gegenwärtig hält, wird die in flottem Plauderton hingeworfene soziologische Studie mit Genuß und nicht ohne Gewinn lesen. Sie kann das Gute wirken, die Betroffenen daran zu gewöhnen, mehr als in früheren Jahrzehnten der öffentlichen Kritik still zu halten, deren ein Beruf besonders bedarf, der in solcher Öffentlichkeit ausgeübt wird und so viel Autorität für sich beansprucht, wie der des Richters. Es ist dem Verfasser gegeben, die menschlichen und allzumenschlichen Züge seiner Studienobjekte besonders deutlich zu sehen und unterhaltend darzustellen. Auch die Einseitigkeit einer solchen Gabe kann erziehlichen Wert haben. Wer freilich dem Gerichtswesen fern steht und etwa aus dieser Schrift ein Bild davon gewinnen wollte, wie es in unsern Gerichtssälen zugeht, den kann das Buch leicht in die Irre führen. Dem breiten Publikum, dessen Vertrauen der Richter braucht, gebe man es nicht in die Hand. Aber Lesern, die selbst Richter sind, die es werden wollen oder ihren Söhnen raten, es zu werden, kann manche Betrachtung darin und besonders das schöne versöhnliche Schlußwort „Der gute Richter", in dem der Verfasser mit lächelndem Munde edel und würdig zu reden weiß, einen Dienst leisten. Constantin von Zastrow

Pfarrerspiegel. Von F. Niebergall. Frankfurt a. M., Brönners Verlag 1930. 207 S. 4.80 M.

Weniger Predigt! Mehr Tat und mehr andere Formen der Verständigung. Von H. Bär. Gießen, Töpelmann 1930. (Aus der Welt der Religion, 1. Reihe Nr. 17.) 46 S. 2 M.

Die Lektüre des Niebergallschen Buches hat mich fast erschlagen. Da redet ein Seelsorger zu den Pfarrern, der sich nichts vormachen läßt. Wie harmlos ist im Vergleich dazu der gewiß sehr gute Pastorenspiegel von Niemöller! Man fühlt sich bis ins Innerste belauscht, erkannt, gerichtet! Wie dankbar können wir dem Verfasser sein, daß er so rückhaltlos offen zu uns redet! Kein Pfarrer hätte es wagen dürfen, so die letzten Schleier von allen pastoralen Geheimnissen zu ziehen! Aber ein Mann in der Position Niebergalls, der darf es tun, ohne daß wir ihn schelten, verdammen, steinigen. Keiner von uns sage: Das Buch geht mich nichts an; das kommt von einem „Liberalen"! Keiner sage: Der machts auch gar zu arg! Keiner sage: Da sind nicht alle christlichen Möglichkeiten ausgeschöpft! Mir ists ein Stahlbad gewesen, obschon ich kein „Liberaler" bin. Die ganze abgrundtiefe Problematik des evangelischen Pfarrerseins steht plastisch vor uns. Wir möchten mit den Jüngern fragen: Wer kann dann noch selig werden; wer mag dann noch evangelischer Pfarrer sein?! Ich glaube im Sinne des Verfassers zu antworten, wenn ich das Jesuswort zitiere: Bei den Menschen ists unmöglich, aber alle Dinge sind möglich bei Gott! Dankbar-demütig wollen wir das Werk annehmen. Laien werden ja kaum hineinschauen. Sie möchten erschrecken! Oder vielmehr sich beugen vor solch deutsch-protestantischer Ehrlichkeit und tiefer empfinden die schmerzlich-süße Not des evangelischen Pfarrstandes.

Bärs Forderungen sind nicht neu. Ohne Zweifel sind die meisten Pfarrer mit Predigten überfordert und die Gemeinden — überfüttert! Woran liegt das? Bär sagt mit Recht, daß unsere Predigten nicht mehr als Wort Gottes empfunden werden. Warum nicht? Darüber lese man die vorzügliche Betrachtung von Niebergall in seinem „Pfarrerspiegel" über „geistig und geistlich". Für diese bin ich ihm besonders dankbar. Kurz gesagt liegt es so, daß unsere Predigten eben keine Predigten mehr sind, vielleicht auch selten waren. Es sind religiöse Vorträge, im besten Falle religiöse Reden oder Ansprachen. Wie Predigten entstehen, sagt uns Niebergall sehr unmißverständlich. „Dazu bedarf es mehr als des Studiums; dazu bedarf es einer umfassenden Zucht der ganzen Person, daß der psychische Mensch in Schranken gehalten wird und der pneumatische das Wort hat." Das geschieht „im Fasten und Beten und aufmerksamem Anschluß an die Welt Gottes". Dann wird „unsere Rede geistlich sein, d. h. voll von dem Inhalt aus dem Evangelium, von der Kraft Gottes, die Menschen neu machen kann". Dem ist nichts hinzuzusetzen.

Zu Bär noch dies:

Als einer, der synthetisch denkt und handelt, habe ich gar nichts gegen Vermehrung von Sozialpfarrern, gegen mehr Tat auf allerlei Gebiet, gegen kultische Feiern und religiöse Vorträge. Aber sie mit der regelmäßigen Wortverkündigung wechseln zu lassen, scheint mir doch sehr bedenklich. Der sonntägliche Predigtgottesdienst und die Bibelstunde, mindestens im Winterhalbjahr am Mittwoch oder Donnerstag Abend, muß der unantastbare Grundstock evangelischen Kirchentums bleiben. Wenn wir doch von Luther, dem hochverehrten, uns neugeschenkten, endlich einmal das Predigen lernen wollten! Dann hätten wir das Beste von ihm gelernt! Dann wärs auch gar keine Plage mehr zu predigen, sondern eitel Freude. Wir und unsere Gemeinden könnten vom Evangelium gar nicht genug bekommen. Die evangelische Kirche ruhte wieder sicher auf ihrem Fundamente, von dem es in der 62. These heißt: „Der wahre Schatz der Kirche ist das Evangelium von der Herrlichkeit und Gnade Gottes." Es bleibt dabei: freudigste und überzeugteste Verkündigung des Evangeliums ohne alle Mache und Künstelei ist die wahre Tat der evangelischen Kirche! Karl Veller

Goethe und die Bibel. Von Dr. Gertrud Janzer. Leipzig, Heinsius Nachfolger 1929. 137 S. 5 M.

Zwei „theologische Schriften" Goethes. Ein Beitrag zur Religiosität des jungen Goethe. Von Dr. theol. Hans Barner. Ebendort 1930. 163 S. 6 M.

Goethe und die Philosophie. Von Bruno Bauch. (Philoso-

phie und Geschichte, Heft 20.) Tübingen, J. C. B. Mohr 1928. 36 S. Einzeln 1.80 M., in Subskription 1.50 M.

Die erste dieser Goetheschriften ist eine sorgfältige Untersuchung über Goethes Bibelgebrauch. Man sieht hier mit Erstaunen zusammengestellt, wie bibelfest dieser Mann war, wie gesättigt seine Sprache mit biblischen Wendungen und Bildern. Die Darstellung hebt mit dem Frankfurter Pietismus an, zeigt Einflüsse, bleibendes Verhältnis zur Bibel, Stellung zur Bibelwissenschaft und mehr historische Nachweise, um in einem Kapitel über die Bibel in Goethes Welt- und Lebensanschauung zu gipfeln. Da muß man sich nun freilich hüten, zu viel zu sagen; denn es ist etwas Anderes, im Bildungselement der Bibel groß zu werden und es zu bewahren und zu schätzen, und etwas Anderes, mit der Bibel souverän umzugehen wie mit andern geistigen Gütern oder in ihr das Wort der Offenbarung Gottes zu vernehmen. Es ist klar, wohin hier Goethe gehört. Aber ist es nicht ausgezeichnet gesagt: „Im Ganzen ist das Buch ehrwürdig und im Einzelnen anwendbar!“

Mit ähnlicher Sorgfalt führen uns die „Zwei theologischen Schriften Goethes“ in die Welt der jugendlichen Auseinandersetzung ein. Nur ist hier die Befangenheit Goethes in Zeitgeschmack und Zeitbildung stärker spürbar, entsprechend der der Jugend gemäßen Nähe zu den Augenblicksfragen, während der Greis jene erstaunliche Zeitlosigkeit des Schauens besaß. Beide Schriften, von Janzer wie von Barner, dürften die Goethebiographie durch ihre Gründlichkeit zu aufmerksamerer Beachtung seiner Stellung im damaligen Christentum nötigen.

Eine andere Welt ist in Bruno Bauchs Vortrag zu spüren. Es ist gerade im Nebeneinander mit den vorgenannten Schriften wirkungsvoll, wie Goethes Denken auch auf das Gebiet der Philosophie befruchtend einzuwirken vermag. Und zwar gerade darin, daß sie nicht Schulphilosophie ist, sondern Lebensphilosophie, auf den Menschen und die Grundbeziehungen des tätigen Lebens in der Gemeinschaft bezogen. Wilhelm Loew

Dr. Carl Sonnenschein. Der Mensch und sein Werk. Von Ernst Thrasolt. München, Kösel und Pustet 1930. 1.—5. Tausend. 405 S. mit Bildnis. Geb. 8.50 M. (Vgl. oben Sp. 177.)

Ein Buch, für das wir dem Verfasser danken müssen. Gerade für die Art auch, wie er es geschrieben hat. So offen, so leidenschaftlich, so ehrlich, so kritisch, aber auch so voller Bewunderung und Begeisterung, wie Sonnenschein selbst gewesen ist. Man lernt aus dem Buch überaus viel. Das ganze Ringen des Katholizismus um Anschluß an die Kultur der Gegenwart. Das ganze Streben Sonnenscheins, den Katholizismus gerade in Berlin, gerade in der Mark nicht nur „hoffähig“, sondern zu einer Macht zu machen. Daß ihm das — ihm und seinen Gesinnungsgenossen — zum guten Teil bereits gelungen ist, lehren die Tatsachen. Hier sieht man, was großzügige, ganz moderne, mit allen technischen Mitteln arbeitende „Organisation der Religion und der religiösen Wohlfahrtsarbeit“ sein kann. Es fehlt durchaus nicht an vielen Übersteigerungen, an Krampfhaftigkeiten, an viel Oberflächlichkeiten, die, gerade auch in der Wohlfahrtsbetreuung, an Leichtfertigkeit grenzen. Es ist durchaus nicht so, daß Sonnenscheins Arbeit in Allem ein Muster wäre. Die katholische amtliche Kirche von Berlin kann und wird schlechterdings in Vielem nicht so arbeiten wie er. Und doch ist Sonnenschein Ausdruck der Gegenwart, Aufspürer der Aufgaben und der Wirkungsmöglichkeiten für die Zukunft. Das Buch — oder soll ich sagen: das Leben dieses Mannes? — liest sich wie ein höchst spannender Roman aus der Gegenwart. So ist es für deren Psychologie, zum Aufspüren der Möglichkeiten kirchlicher Arbeit in der Gegenwart, zum Eindringen in die seltsamen, weiten Spannungen im Katholizismus von hohem Wert. Rudolf Wielandt

Christus lebt in mir. Von Erich Przywara S. J. Freiburg, Herder 1929. 60 S. 1.40, geb. 1.70 M.

In den Umkreisen: Christus, Christus-Leben, Christus-Werk, Christus-Gemeinschaft wird ausgesprochen, was in katholischem Sinne christliches Leben ist. Unter den Zeichen von Taufe, Firmung und Altarsakrament steht dies Leben, und was das bedeutet, daß man so in der Kirche ist, wird ausgedeutet. Es fällt auf, wie die Sprache gesättigt ist mit Bibelworten. Der Evangelische wird oft darüber nachzudenken haben, was ihm hier gesagt ist, und ob und in welcher Weise er die gleichen Worte der Schrift hört und sein Leben durch sie versteht. Wilhelm Loew

Der Protestantismus als Prinzip des Individualismus. Von Hans Rost. Augsburg, Literar. Institut. Huttler 1930. 39 S. 50 Pfg.

Die Broschüre überragt in nichts die Flut der vulgären konfessionellen Streitschriften, mit denen sie auch die unerfreuliche Methode gemein hat, eine Fülle von Stimmen des gegnerischen Lagers in zusammenhanglosen, willkürlich ausgegrabenen Zitaten selbst reden zu lassen. Von hier aus ist es ja auch nur verständlich, wenn der Verfasser schließlich für die Selbstmordneigungen, den Geburtenrückgang und das Aufkommen atheistischer Philosophen den Individualismus des Kulturprotestantismus verantwortlich macht! Das Problem und die Not des wirklichen protestantischen Individualismus in seinen religiösen Grundlagen hat er natürlich nicht sehen können. Günter Jacob

Aus der Slovakei

Die Verhältnisse der evangelischen Kirche A. B. in der Slovakei verdienen es in den breitesten Kreisen bekannt zu werden. Die Kirche hat mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Ihre fatale Lage verdankt sie größtenteils den Männern, die sich in den unheilvollen Umsturztagen des Jahres 1918 zu Führern und Vertretern der Kirche machten, die eifrig beim Ausbau des tschechoslovakischen Nationalstaates mithalfen, ohne ihren Einfluß zum Wohle und zum Vorteil ihrer Kirche auszunützen. Heute ist die evangelische Kirche in der Slovakei eine quantité négligeable. Mit äußerst bescheidenen Forderungen kann die Kirche nicht durchdringen. Die günstige Stunde wurde versäumt und verpolitisiert!

Ein wahres Armutszeugnis ist für die Kirche das sogenannte Kongruagesetz, das bereits am 1. Januar 1926 in Kraft getreten, aber noch nicht restlos durchgeführt ist*). Und mit 1. Januar 1931 beginnt eine neues Lustrum der Gehaltsregelung!! Seinerzeit hieß es von kirchlicher Seite: die Interessen der Kirche und der Pfarrer würden gewahrt! Dann kamen aber arge Enttäuschungen. Besondere Schwierigkeiten haben die Pfarrer, die die tschechoslovakische Staatsbürgerschaft erst in den letzten Jahren erwerben konnten — da ihnen die Alterszulage (Gehaltserhöhung) und die Pensionsberechtigung (trotz langjähriger Einzahlung in die Pensionskasse) erst vom Tage der Staatsbürgerschaft angefangen gerechnet wird! Viele Pfarrer wurden nämlich nicht als Staatsbürger anerkannt; die meisten mit der Begründung, daß sie nicht auf dem Gebiete der heutigen Slovakei geboren seien, wenngleich sie Jahrzehnte hindurch in ihrer Gemeinde wirkten. Ein endloser Dornenweg begann damit für die Betroffenen. Viele von ihnen befassen sich mit dem Gedanken, in Deutschland eine Anstellung zu suchen, wie bereits einer in Sachsen schon eine gefunden hat. Daß der Pfarrermangel dadurch noch größer wird — beunruhigt die Führer der Kirche nicht. Es sind ja „nur“ einige Deutsche und Ungarn, die man auf bequeme Weise los wird!

Unter den vielen Ungerechtigkeiten ragen zwei besonders krasse Fälle hervor.

Gegen Emil Szkalos, Pfarrer in Rosenau, leitete die Zivilbehörde eine Untersuchung ein, weil er die gelegentlich des zehnjährigen Jubiläums der Tschechoslovakischen Republik an seinem Hause von unberufenen Händen gehißte Fahne einzog. Obwohl ihn das Gericht auf allen drei Stufen freisprach, verlangte das Ministerium auch ein kirchliches Disziplinarverfahren. Auch das kirchliche Gericht erklärte Szkalos für unschuldig und verständigte hiervon das Ministerium — aber nicht auf dem „Dienstwege“. Die Meldung auf dem Dienstwege kam 8 Tage nach dem vom Ministerium zur Berichterstattung anberaumten Termin an. Dieses Versäumnis genügte dem Ministerium, Szkalos die Gehaltsergänzung und Pensionsberechtigung lebenslänglich zu entziehen!

Der zweite Fall ist der des Aladár Egyed, Pfarrer in Sajógömör. Er weigerte sich, die nicht in der Kirchenverfassung, sondern nur auf kirchlich administrativem Wege für die deutschen und ungarischen Pfarrer vorgeschriebene Prüfung in der slovakischen Sprache abzulegen. Keine andere Kirchenbehörde verpflichtete die Pfarrer ihrer nationalen Minderheiten zu solch einer, vom Staate gar nicht geforderten Prüfung! Das kirchliche Gericht verurteilte Egyed zur Rüge und zu einer Geldstrafe von 100 Kronen, weil er die kirchliche Administration kritisiert und die Kirchenleitung des Ungarnhasses beschuldigt habe. Bald wurde ihm die Kongrua auf drei Jahre, dann lebenslänglich entzogen, die Pensionsberechtigung gestrichen! — Eine solche Strafe sieht selbst das Kongruagesetz bei wiederholten schweren sittlichen Vergehungen und staatsfeindlichem Verhalten nicht vor, da es vom Entziehen der Pension nicht spricht. Und die Kirchenverfassung verfügt, daß sogar bei Amtsentsetzung der Pensionsanspruch der Verurteilten und seiner Familie aufrecht erhalten werden kann. Und doch spricht ein kirchliches Gericht ein Urteil aus, zu dem es gar nicht berechtigt war und das mehr als barbarisch ist! Die Steine müssen schreien, wenn zwei hervorragende Pfarrer bis an ihr Lebensende — und dann noch Witwe und Waisen — ungerecht gestraft werden!! Würden Erzbischof Soederblom und Landesbischof Ihmels die Sünden zu solchen Strafen für „genügend“ erklären können?

Wie leicht Jemand in der Slovakei mit der Leitung der evangelischen Kirche in Konflikt geraden kann, zeigt der Fall des D. K. E. Schmidt, deutschen Seniors in Preßburg, der auf Ansuchen des Vereins slovakischer evangelischer Pfarrer vom Generalkonvent zur Verantwortung gezogen werden soll, weil er die evangelischen Slovaken in Augsburg schwer beleidigte!! Schmidt sagte: „Derzeit gehören die deutschen Gemeinden, die in drei deutsche Seniorate zusammengefaßt sind, zu der starken slovakischen Volkskirche, in der sie natürlich nur eine versprengte Minderheit bilden. Die Schaffung einer deutschen Diözese ist dringend nötig.“ — Das nennt man eine „Beleidigung“! Was wird dann mit denen geschehen, die noch ganz andere Dinge zu berichten wissen?!!

*) congruus — was übereinstimmt, was sich schickt, was geziemender Weise hinzukommt. In diesem Falle Kongrua, die Gehaltsergänzung für den Pfarrer von seiten des Staats. D H

Die Jungevangelischen zur Missio canonica

Vgl. 1930 Nr. 4 Sp. 170 ff.

Zu dem Entwurfe eines Vertrages zwischen dem Preußischen Staate und den Evangelischen Landeskirchen hat der Jungevangelische Ausschuß, die Vertretung eines großen Teiles der jüngeren Theologen, folgendermaßen Stellung genommen:

Unwidersprochenen Pressemeldungen zufolge sieht der Entwurf eines Vertrages zwischen dem Preußischen Staate und den Evangelischen Landeskirchen Preußens vor, daß der Ernennung eines evangelischen Theologieprofessors die gutachtliche Äußerung der Kirchenbehörden vorangehen muß. Bei der neugeschaffenen Rechtslage (beiderseitiger Vertrag statt Kabinettsorder), bei der unmittelbaren Analogie, in der damit der preußische Kirchenvertrag zum Konkordat gestellt wird, und gegenüber einem Staate, zu dessen Grundsätzen die religiöse Neutralität gehört, würde einem solchen Gutachten nicht nur beratende, sondern tatsächlich entscheidende Wirkung zukommen. Eine solche Regelung scheint uns verhängnisvoll, denn sie würde im Gegensatz zum evangelischen Kirchenbegriff stehen.

Daß auch nach der Trennung von Staat und Kirche der wesensmäßige Zusammenhang von Kirche und staatlichen theologischen Fakultäten gewahrt werden muß, ist eine unbedingte Notwendigkeit. Aber es handelt sich bei unserem Proteste auch nicht um die Schaffung eines Gegensatzes zwischen Kirche und Fakultäten, sondern nur um eine solche Regelung ihres beiderseitigen Verhältnisses, die der Eigenart der evangelischen Kirche voll gerecht wird.

Nun hat der evangelische Lehrstand in den evangelischen Kirchen eine unentbehrliche selbständige Funktion, die in erster Linie von den akademischen Lehrern wahrgenommen wird. Dagegen haben die Kirchenregierungen im Unterschiede zu den katholischen Bischöfen keine selbständige Lehrfunktion, sie sind Verwaltungsorgane der Kirche, nicht Organe autoritativer Führung. Was evangelische Lehre und Bekenntnis sei, läßt sich außerdem nur in der ständigen theologischen Auseinandersetzung von geschichtlichem Bestand und religiösem Leben der Gegenwart bestimmen. Das vorgesehene Gutachterrecht der Kirchenregierungen droht jedoch diese lebendige Auseinandersetzung und Forschung des Lehrstandes formalen Prinzipien oder taktisch-kirchenpolitischen Erwägungen unterzuordnen.

Die evangelischen Kirchen haben durch die Trennung von Kirche und Staat im Jahre 1918 die Möglichkeit erhalten, ihr inneres Leben ausschließlich nach evangelischen Maßstäben zu gestalten. Wir sehen heute auf allen Gebieten der Kirche ein Ringen des Kirchenvolkes, sich verantwortliche kirchliche Organe zu schaffen. Als solche empfinden sich auch die theologischen Fakultäten in wachsendem Maße. In dem sich anbahnenden Vertrauensverhältnis zwischen einer auf ihre kirchliche Aufgabe bedachten Fakultät und einer ihrer Grenzen sich bewußten Kirchenbehörde, liegt für die Kirche die höchste Gewähr für den evangelischen Charakter ihrer Fakultäten. Dieses Vertrauensverhältnis droht aber empfindlich gestört zu werden durch die verhängnisvolle Neigung der Kirchenregierungen, die verantwortliche Wirksamkeit der Kirchenglieder durch behördliche Maßnahmen und äußerlich-rechtliche Sicherungen der Kirche zu ersetzen. Durch diese Neigung kommen heute die Grundsätze der evangelischen Kirche in Gefahr.

Der Kabinettsorder von 1855, auf die sich der vorliegende Entwurf beruft, lag bereits ein unevangelisch-romantischer Kirchenbegriff zugrunde, bei der die Vollmacht des der ganzen Kirche verliehenen Amtes einseitig und ausschließlich auf das verfaßte Amt als behördliche Funktion übertragen worden war. Wir müssen die Meinung ablehnen, daß es nötig sei, um der staatspolitischen Stellung der Kirche willen, diese Übung für die Kirche der altpreußischen Union weiter beizubehalten. Und wir bedauern, daß der Gedanke überhaupt hat aufkommen können, bisher von dieser Regelung nicht betroffene Fakultäten (Göttingen, Marburg, Kiel) ihr künftig zu unterwerfen.

Für eine Vereinbarung zwischen Kirche und Staat über die theologischen Fakultäten ist die Zeit erst dann reif, wenn das Vertrauensverhältnis zwischen Kirchenbehörde und Fakultäten in beiderseitigen Abmachungen seinen definitiven Abschluß durch eine neue organisatorische Regelung gefunden hat. Mit Entschiedenheit vollends müssen wir uns dagegen wahren, daß jetzt die Kirchenbehörden den Versuch machen, auf dem Wege über die Vertragsverhandlungen sich vom Staate ein Aufsichtsrecht über die Fakultäten verleihen zu lassen. Es handelt sich bei der Wahrung der Selbständigkeit des kirchlichen Lehrstandes um eine Grundfrage der kirchlichen Verfassung, die selbst dann nicht entschieden ist, wenn ein großer Teil der jetzigen Professoren damit einverstanden sein sollte.

So muß von jeder Seite her ein vom Staate geschenktes Gutachterrecht der Kirchenregierungen als ein Unglück für die evangelische Kirche betrachtet werden.

Unerfreuliches aus Heidelberg

1

Unerfreuliches aus München zunächst.

Pfarrer D. Traub bekommt Nachricht, daß „ein Berliner Blatt (‚vielleicht der Reichsbote?') vom 17. März 1929" berichtet hat: der Berliner Pfarrer Günther Dehn habe in einer Versammlung in der Magdeburger Ulrichskirche, bzw. bei einer Aussprache im Konfirmandensaal die Gefallenen des Weltkrieges beschimpft mit den Worten:

„Die Gedenktafeln mit ihren Namen gehörten nicht in die Kirche, weil sie mit der Absicht, zu töten, in den Krieg gezogen seien [1])."

Er gebrauchte sogar — fährt Traub fort — in einer Unterredung mit einer Dame wörtlich die Wendung:

„Dann könnte man ja jeden Mörder [von Traub gesperrt] in der Kirche verewigen."

Eine Dame, die von der Kriegsschuldlüge sprach, herrschte er an:

„Halten Sie doch bloß den Mund mit dieser dummen Phrase!"

„Wörtlich" fügt D. Traub hinzu.

Dies und Andres mehr in seinen „Eisernen Blättern" Nr. 2 S. 72.

Wenn ich dergleichen in irgendwelchen Blättern lese, glaube ich es von vornherein nicht. Auch nicht von meinem ärgsten Feinde. Aber Traub meldet weiter: der Völkische Ausschuß der Deutschnationalen Volkspartei habe — laut jenem fraglichen Berliner Blatte, „vielleicht dem Reichsboten" — Zeugen, die jederzeit bereit sind, die Aussagen zu „beschwören". Und weiter laut derselben Quelle: „der Vorgang" sei dem Brandenburgischen Konsistorium vorgelegt worden, das aber habe bis zum 17. März 1929 „noch keinen Bescheid erteilt". Wann „der Vorgang" stattgefunden habe, sagt Traub nicht. Kommen wir ihm zu Hilfe und sagen wir: am 6. November 1928.

Was Traub da alles mitteilt, ist recht abscheulich. Warum bemüht er sich nicht, die genaue Wahrheit festzustellen, ehe er den Klatsch weitergibt? Er hat Beziehungen genug: weshalb fragt er nicht beim Brandenburger Konsistorium an? es hätte ihm sicher geantwortet. Weshalb nicht bei Günther Dehn? Er war vielleicht auch einmal mit ihm befreundet, oder doch bekannt. Aber wenn nicht, in solchem Fall darf jeder Deutsche den andern zur Rede stellen.

D. Traub hatte dazu keine Zeit. Das Vaterland war in Gefahr.

2

Es handelte sich um Heidelberg. Einmütig [2]) hatte die dortige Theologische Fakultät eben diesen Pfarrer D. Dehn in Berlin zum Professor für Praktische Theologie vorgeschlagen. Daß er es würde, mußte verhindert werden.

Die Denunziation kommt — fürs erste — zu spät. Der Vorschlag der Fakultät ist bereits in Karlsruhe und von der Regierung für gut befunden. Dehn bekommt den Ruf und nimmt an.

Aber an der Heidelberger Universität geht es unruhig zu. Mars, die Politik, regiert die Stunde. Man ist nervös. Traubs Enthüllungen wirken. Der engere Senat und die Fakultät treten zusammen. Sie finden die Berufung Dehns unmöglich. Einer nur widerspricht [3]).

D. Dehn zieht daraufhin seine Zusage zurück. Das begreift man. Kultusminister Remmele schreibt ihm einen bedauernden Brief:

---

[1]) Man beachte die indirekte Rede.

[2]) ? So Kirchlich-positive Blätter 1930 Nr. 30. Landeskirchliche Blätter 1931 Nr. 1.

[3]) Im Heidelberger Tageblatt 25 vom 30. Januar ist das Votum der Fakultät wiedergegeben, ebenso das Sondervotum von Dibelius.

„Bei dem mir jetzt bekannt gewordenen Sachverhalt hätte ich eine Verständigung für möglich gehalten. Es ist mir ein Bedürfnis, Sie, Herr Pfarrer, über diese meine Stellungnahme zu unterrichten [4])."

Aber Dehns Absage ließ keine weiteren Verhandlungen zu. Traub hatte gesiegt.

3

Über die ganze leidige Vorgeschichte unterrichtet das Domgemeindeblatt Magdeburg 1928 Nr. 12 vom Dezember. Es enthält

1. den Vortrag, den Dehn am 6. November in der Ulrichskirche gehalten hat, wortgetreu, über 9 Spalten lang. Ich werde ihn in seiner ganzen Ausdehnung wiedergeben müssen, obwohl es mir bei meiner ewigen Raumnot schwer fällt. Aber der Vortrag ist es an sich wert, und die „Christliche Welt" soll nichts unterlassen, um den Lesern in dieser skandalösen Sache zu einer vollständigen Kenntnis der Tatsachen und damit zum eigenen Urteil zu helfen [5]);

2. anderthalb Spalten Vorwort und Nachwort. Drei Geistliche der Domgemeinde nehmen das Wort. Insbesondre auch über und gegen das Gerede, das sich um die dem Vortrag folgende Aussprache erhoben hat. Traubs Mitteilungen in seinen „Eisernen Blättern" werden nur in dem Einen Punkte gestreift, daß Pfarrer Jacobi Dehn gegen den Satz von den „Mördern" in Schutz nimmt.

Da Traub auch das Brandenburgische Konsistorium heranzieht, sei hier noch angemerkt, daß dieses sich in monatelangem peinlichen Verfahren mit der Sache beschäftigt hat, dann aber dem D. Dehn lediglich als seine Meinung eröffnet, er habe durch offenbar zu scharfe Formulierungen zu „bedauerlichen Mißverständnissen" Anlaß gegeben.

Inzwischen hat Dehn in Treue weiter seines Amtes gewartet. Und daß er nach außen hin eine besonders beachtenswerte Kraft bewährt hat, ist doch wohl nach wie vor dadurch vor aller Welt bewiesen, daß ihn die Heidelberger Fakultät auf ihre Liste gesetzt hat.

4

Dann aber hätte sie ihn auch gegen den politischen Vorstoß des D. Traub tapfer decken sollen. Aber „Mars regiert die Stunde". In Heidelberg wenigstens.

Wahrhaft peinlich wirkt auf unsereinen, wie die Fakultät das Zeugnis von ungenannten „Zeugen resp. Zeuginnen" einschätzt, die ihre Vorwürfe sogar eidlich zu erhärten bereit seien! — und über das Zeugnis „des Freundes Pfarrer Jacobi" hinwegschreitet. Durchschlagend ist offensichtlich die Sorge, daß der etwa ernannte Dehn an der Universität „in unabsehbare Schwierigkeiten verwickelt" werden und daraus „der gesamten Universität der größte Schaden erwachsen" könne.

Einst, bei der Berufung Baumgartens wich man dem Erbgroßherzog, heute der Gasse. Man mache nicht „die Demokratie" dafür verantwortlich. Gerade die recht verstandene Demokratie verlangt, daß die Verantwortlichen zu ihrer Entscheidung stehen, auch wenn die Masse nicht will. Sonst freilich ist Demokratie Unsinn.

Wir stehen also zu Dibelius. Und bitten nur den interessierten Leser, sich das Heidelberger Tageblatt mit den beiden Voten kommen zu lassen.

5

Nur über Dehn noch ein Wort. Soweit unsre Leser ihn nicht sonst kennen, werden sie ihn ja voraussichtlich aus seinem inkriminierten Vortrage kennen lernen. Jedenfalls schreibt er uns über seine Stellung zu Krieg und Frieden wörtlich:

1. Ich glaube an das Recht des zwar gewiß nicht heiligen, aber um der Sünde willen notwendigen Krieges, bin also nicht das, was man einen Pazifisten nennt.
2. Ich lehne demgemäß die grundsätzliche Dienstverweigerung ab.
3. Ich habe in meinem Vortrag von der Größe und Würde des Todes für das Vaterland gesprochen. Das ungeheuerliche Mißverständnis, ich hätte die Gefallenen Mörder genannt, konnte nur dadurch entstehen, daß man meine Äußerung, Soldaten müssen töten wollen, und man könne deshalb ihren eigenen Tod nicht mit dem christlichen Opfertod parallelisieren, einfach nicht begriffen hat.
4. Ich halte die Kriegsschuldfrage für ein überaus ernstes Problem und keineswegs für eine Phrase.

Man denke darüber, wie man will, so hat Dehn in jenem Vortrage das Problem in wahrhaft akademischer Weise behandelt. Er ist uns heute noch, was er vor dem Traubschen Vorstoß war. Die Heidelberger hätten uns den „Fall Dehn" ersparen sollen. Aber — „Mars regiert die Stunde."

Marburg Martin Rade

Günther Holstein †

Am 14. Januar starb in Kiel der hervorragende Staats- und Kirchenrechtslehrer Günther Holstein im Alter von 39 Jahren. An dem großen Verlust, den die deutsche Wissenschaft mit dem so frühen Hingang dieses ausgezeichneten Gelehrten erleidet, nimmt auch die theologische Wissenschaft teil.

Schon die in der Reihe der Bonner Staatswissenschaftlichen Untersuchungen erschienene und seinem Lehrer Erich Kaufmann gewidmete Habilitationsschrift Holsteins über „Die Staatsphilosophie Schleiermachers" zeigt sein Interesse an der Theologie. Sie ist darüber hinaus schon ein Zeugnis für die geistesgeschichtliche Orientierung der Arbeit des damaligen Bonner Privatdozenten. Holstein hat diese seine methodische Einstellung im Weiteren beibehalten und ausgebaut. In einer höchst lehrreichen, über die neuesten Strömungen dieser, der philosophischen benachbarten Wissenschaft gut orientierenden Abhandlung: „Von Aufgaben und Zielen heutiger Staatsrechtswissenschaft" (Archiv für öffentl. Recht 1926; S. 1 ff.; ursprünglich Rede auf dem Staatsrechtslehrertag) finden wir diesen Standpunkt auch methodisch beleuchtet. Das neueste Werk Holsteins ist 1928 erschienen: „Die Grundlagen des evangelischen Kirchenrechts". Weit über die engeren Fachkreise hinaus hat es Beachtung gefunden und Wirkung geübt. Mit erstaunlicher Beherrschung der weitschichtigen Literatur aus dem theologischen und juristischen Bereich, durch die Epochen der Geschichte der christlichen Kirche hindurch bis zur Gegenwart verbindet sich hier Sinn und Verständnis für die religiöse Seite der kirchenrechtlichen Problematik mit geschichtlichem Blick und systematischen Fähigkeiten. Man denkt unwillkürlich an Sohms große und geistvolle Leistung, der Holstein übrigens eine ebenso umsichtige wie in vielem treffende Kritik angedeihen läßt. (Über das Verhältnis Beider lehrreich: A. Schultze in der Historischen Zeitschrift 1930 S. 554 in einer Anzeige des Holsteinschen Werkes.) Es war verständlich, daß die Greifswalder Theologische Fakultät, der Holstein als junger Ordinarius bis zu seiner Übersiedlung nach Kiel angehört hat, ihm für diese Leistung den Ehrendoktor verlieh. Holstein hat auch kirchenpolitischen Fragen das lebhafteste Interesse entgegengebracht.

Ich möchte an dieser Stelle nicht ins Einzelne gehen. An der Bahre dieses, in der schönsten Blüte der Mannesjahre stehenden Forschers, der so Bedeutendes leistete, von dem wir noch viel mehr, wäre ihm weiteres Wirken vergönnt gewesen, hätten hoffen dürfen, werden mit seinen Freunden Viele trauern *).

Leipzig Joachim Wach

[4]) Frankfurter Zeitung 87/89 vom 3. Februar.
[5]) Wir werden auch die beiden Voten noch drucken müssen.

*) Ein Erinnerungsheft „Günther Holstein", 39 S., ist im Verlag Ratsbuchhandlung L. Bamberg, Greifswald, erschienen und für 60 Pfg. überall zu haben, auch direkt portofrei. D H

Wöchentliche Chronik

Der Internationale Freidenkerkongreß soll statt in Polen in Deutschland stattfinden.

Die evangelische Kirchenbehörde Schlesiens konnte bei der Kanzlerreise eine Einladung zu den Empfängen nicht erreichen, während ein Vertreter der katholischen Kirche zu einem Vortrag über einen Kirchen- und Gemeindehausbau zugelassen wurde.

Der Positive Verband für Bibel und Bekenntnis hat auf seiner Jahresversammlung in Eisenach im Januar sich dahin ausgesprochen, daß weder die Kirche noch die bekenntnistreuen Verbände sich auf eine bestimmte politische Partei festlegen können. Die Sonderbestrebungen der einzelnen vaterländischen Parteien wurden unbefangen und verständnisvoll gewürdigt. Die Möglichkeit einer spezifischen kirchlichen Parteipolitik wurde in Frage gestellt. LL 3

Ein neu gegründeter katholischer Ausschuß der nationalsozialistischen Partei fordert die Absetzung des Chefredakteurs des „Völkischen Beobachters" Rosenberg, der in einem Buch „Der Mythos des 20. Jahrhunderts" für Kameradschaftsehe, Abtreibung, Simultanschule und gegen das Papsttum aufgetreten sei. VZ 26

Pfarrer Eckert in Mannheim erklärt im „Rel. Sozialist" Nr. 3, daß das vom Oberkirchenrat beanstandete Bild in Nr. 48 des „Sonntagsblattes des arbeitenden Volkes" (der Pfarrer bläst eine Seifenblase mit einem Hakenkreuz, aber nicht aus dem Kelch, wie irrtümlich in CW 3 gesagt war, den Kelch hat er in der linken Hand) darauf aufmerksam machen sollte, welche große Gefahr der christlichen Kirche von den nationalsozialistischen Pfarrern droht, die das Evangelium mißbrauchen, um daraus nationalsozialistische und faschistische Seifenblasen zu machen durch Predigt und Presse. Gegen den Verweis wegen der mit dem Amt eines Geistlichen nicht zu vereinbarenden Form seines Kampfes gegen den Faschismus, der aus dem Haß geboren sei, hat er Berufung eingelegt und festgestellt, daß er die Faschisten nicht hasse.

Pfarrer Eckert in Mannheim hat den Präsidenten und event. den Oberkirchenrat der badischen Landeskirche der „offensichtlichen Parteilichkeit und des willkürlichen Mißbrauchs seiner Dienstgewalt" angeklagt. FZ 99/101 nach Mannheimer Volksstimme.

Die „Evangelische Kirchenzeitung" hat ihren Namen in „Monatsblatt der Vereinigung der Evangelisch-Lutherischen innerhalb der Preußischen Landeskirche (bekenntnistreue Gruppe)" geändert.

Die „Tägliche Rundschau" ist ganz in die Regie und Verantwortung des Christlich-sozialen Volksdienstes übergegangen.

Die Neuendettelsauer Mission hat beschlossen, keine Neuaussendungen mehr vorzunehmen, keine Seminaristen im Missionsseminar mehr aufzunehmen und die Gehälter der Lehrer im Missionshause zu kürzen, obwohl der Ruf nach neuen Arbeitskräften immer dringlicher wird.

Der Lutherring hat nach einem Vortrage von v. Arnim-Kröchlendorff an den Kirchensenat die Bitte gerichtet, auch auf die Gefahr hin, daß der Kirchenvertrag nicht zustande komme, die politische Klausel abzulehnen.

Abg. Riedel (Staatspartei) im preußischen Landtag zum sog. evangelischen Konkordat: „Die Öffentlichkeit hat sich in den letzten Tagen auch mit der Frage beschäftigt, inwieweit den evangelischen Kirchenbehörden bei der Berufung von Professoren theologischer Fakultäten eine Mitwirkung eingeräumt werden soll. Die bisher unwidersprochenen Meldungen erfüllen uns mit einer gewissen Sorge. Ich darf daran erinnern, daß der Landtag in jener oben erwähnten, von uns beantragten Entschließung die Staatsregierung ersucht hatte, zu prüfen, inwieweit der bisherige Rechtszustand in dieser Frage vertragsmäßig festgelegt werden könne. Nach dem bisherigen Rechtszustand besteht ein Anhörungsrecht der Kirchen nur in Altpreußen und nur bei der ersten Berufung von Professoren. Wir würden es für außerordentlich bedenklich halten, wenn dieses Anhörungsrecht erweitert würde, sei es durch Ausdehnung auf Versetzungen, sei es durch Ausdehnung auf das Gebiet der Landeskirchen in den neupreußischen Gebieten." Bll.d.Staatsp. 1

Die Hamburger Synode hat die Aufwendung für die Einzelgemeinden um 10 und mehr Prozent gekürzt, einige geplante Bauten müssen zurückgestellt werden, freiwerdende Stellen sollen nur nach genauester Prüfung des Bedürfnisses und mit Genehmigung des Kirchenrates wieder besetzt werden.

Die Oldenburgische Synode ermächtigte den Oberkirchenrat, auf begründeten einstimmigen Beschluß des Kirchenrates und des Pfarrers in den Gemeinden die versuchsweise Einführung der Abendmahlsfeier mit Einzelkelch oder Patenenkelch zu genehmigen.

Alle Vereine der Stadt Homberg in Oberhessen haben beschlossen, von jetzt bis Ostern auf Veranstaltungen mit festlichem Charakter zu verzichten.

Der Allgemeine Studentenausschuß der Universität Erlangen forderte in einer Eingabe an den Kultusminister die Errichtung eines Lehrstuhls für Wehrkunst und Wehrwissenschaft und eines Lehrstuhls für Rassenkunde, Rassenforschung, Rassenhygiene und Vererbungslehre. Rb 19

Das Presbyterium der Apostelkirche in Ludwigshafen hat in einem Beschlusse die Art und Weise des Aufmarschs der Nationalsozialisten bei der Trauung mißbilligt: es habe aber dem Pfarrer ferngelegen, parteipolitische Motive zu unterstützen. Parteipolitische Kundgebungen in der Kirche haben künftig zu unterbleiben. Bll.d.arb.V 51

Der Pfälzer Protestantenverein hat in Enkenbach ein Lehrlingsheim errichtet.

Die Zeremonialkongregation des Vatikans verordnete, daß der Titel Exzellenz, der schon vor drei Jahren allen apostolischen Nuntien und Internuntien beigelegt war, auch allen Erzbischöfen und Bischöfen einschließlich der Titularbischöfe und einer Anzahl vatikanischen Beamten zukommt.

Die Zürcher Synode hat den Kirchenrat gebeten, bei den kantonalen Behörden die gesetzliche Einführung des kirchlichen Stimmrechts und passiven Wahlrechts der Frauen vorzuschlagen.

Der Kultusdirektor in Elsaß-Lothringen (dort ist die Kirche noch vom Staat abhängig) hat verfügt, daß ohne Genehmigung der Regierung kein auswärtiger Pfarrer im Gottesdienst oder sonst einer kirchlichen Versammlung das Wort ergreifen darf; kein Paß eines auswärtigen Pfarrers, für dessen Land Visumzwang besteht, kann visiert werden ohne dessen formelle Verzichtleistung, in Elsaß und Lothringen nicht das Wort zu ergreifen. Das Verbot kann durch den Kultusdirektor aufgehoben werden.

Durch den neuen großen staatlichen Straßburger Rundfunksender finden sonntäglich evangelische Rundfunkgottesdienste abwechselnd in deutscher und französischer Sprache durch Straßburger Stadtpfarrer und Theologieprofessoren statt.

In Holland wurde ein offizielles Friedens-Pressebüro auf Veranlassung von Pfarrer Hugenholtz gegründet. Der Hauptvorstand des niederländischen Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen hat gebeten, den 4. Adventssonntag zum Friedenssonntag zu machen. EP

Die Synode Glasgow der Continuing Free Church in Schottland beschloß, Frauen zu allen Ämtern, auch zum Predigtamt zuzulassen.

In Jaca in Spanien wollte der Bischof die Schließung einer evangelischen Schule erzwingen; dank französischer Vermittlung unterblieb die Schließung. Rb 26

Der Oberstaatsanwalt des höchsten litauischen Gerichtshofes hat erklärt, daß gegen etwa 50 römisch-katholische Pfarrer, die ihre Amtsbefugnisse gegen die Staatsgewalt mißbraucht haben, daß Gerichtsverfahren eingeleitet werden würde.

Die römisch-katholische Kirche in Polen beansprucht das Armenrecht, um ihre Ansprüche auf 724 orthodoxe Gotteshäuser gerichtlich durchzusetzen, da diese vor mehr als hundert Jahren katholisch gewesen seien. In erster Instanz wurde der Antrag abgelehnt; das Appellationsgericht in Lublin hat aber jetzt der Diözese Luck doch das Armenrecht zuerkannt. VZ

Die römisch-katholischen Soldaten der Garnison Rowno in Wolhynien haben beschlossen, sich selbst eine Garnisonkirche zu bauen.

In Rußland sollen keine Trauringe mehr getragen werden, weil das ein Zeichen überlebter bourgeoiser Kultur sei.

Die Dr. Lepsius-Deutsche-Orient-Mission hat in Sofia in Bulgarien einen Neuanfang mit Mohammedanermission gemacht.

Bei Jerusalem wurde ein Ossuarium mit der Aufschrift: Jesus, der Sohn Josephs, gefunden. Die Behauptung, daß hier die Gebeine Jesu gefunden wären, wird von sachverständiger Seite mit dem Hinweis darauf bestritten, daß beide Namen damals häufig waren.

Gandhi verlangt, daß in Indien kein Alkohol mehr ausgeschenkt werden darf.

Die chinesische Regierung hat Damaschkes Werke „Die Bodenreform", „Deutsche Bodenreform" und „Entwurf eines Wohnheimstättengesetzes" in das Chinesische übersetzen lassen.

Goethe ist ein direkter Nachkomme von Lukas Cranach und vom Kanzler Brück.

Von Personen. Berufen: Pfarrer Privatdozent D. Friedrich Gogarten in Dorndorf-Jena als Nachfolger Schaeders nach Breslau. Abgelehnt: Heidelberg von Pfarrer D. Dehn. Angenommen: Halle von Pfarrer D. Dehn. Ernannt: die Professoren DD. Ernst Sellin und Adolf Deißmann-Berlin, Ernst Lohmeyer-Breslau zu Ehrenmitgliedern der Society of biblical Literature and Exegesis in New York; Domprobst Dr. Joseph Vogt in Köln zum Bischof von Aachen. Zurückgetreten: Professor an der theologischen Fakultät und Redaktor der Semaine religieuse D. Jules E. Breitenstein. Gestorben: Pfarrer Oswald Jost in Pleschen, Leiter der dortigen Rettungsanstalt und des Krüppelheims; Professor D. Joseph Mausbach in Münster; Bischof Dr. Joseph Groß von Leitmeritz; Dr. August Rohling, einst Professor an der deutschen Universität Prag, 92 Jahre alt, in Salzburg; der Orientalist Professor Dr. Josef Horovitz in Frankfurt a. M.; der Archäologe Dr. Orazio Marucchi in Rom; der frühere ökumenische Patriarch Konstantin VI. in Athen. E St

Verschiedenes

China-Hilfe

Die Europäische Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen berichtet:

Die konsultative Konferenz, die zur Bekämpfung der Hungersnot in China nach Genf einberufen worden war, am 31. Januar, erörterte die gegenwärtige Lage von China auf Grund neuester chinesischer und amerikanischer Berichte und Vorschläge. Es ging daraus hervor, daß die Notlage eine fortdauernde Hilfe notwendig macht, und daß die Übermittlung der Hilfe nach den Hungersprovinzen Shensi und Kansu wohl möglich ist, da auch die Regierung das Ihrige zur Bekämpfung der Hungersnot tut und chinesische Vertreter an lokalen Hilfskomitees mitarbeiten. Die Anregung, ein gemischtes europäisches Komitee zu bilden, wurde angenommen, und dessen Aufbau einer gewählten Gruppe aus der Versammlung übertragen. Das Komitee, das auf breiter neutraler Grundlage organisiert werden soll, wird einen gemeinsamen Appell an die Öffentlichkeit erlassen. Damit ist der Weg beschritten zur Bildung eines europäischen internationalen Hilfszentrums für China, das mit dem American China Famine Relief Committee, sowie mit dem National Christian Council in China selbst, in engster Verbindung zusammenstehen wird, nicht nur um der Hungersnot zu helfen, sondern auch um ein konstruktives Programm, das Amerika bereits angenommen hat, zu fördern.

Vom Nestor des Antisemitismus

Im „Neuen Wiener Journal" vom 4. Januar findet sich ein Artikel „Beim Nestor des Antisemitismus". Ein Dr. Bloch gibt da ein Gespräch wieder, das er „mit dem 94jährigen Universitätsprofessor Kanonikus Dr. August Rohling" hatte. Die Orientalisten werden alt: eben haben wir den 94jährigen Nöldeke begraben. Aber darf man die beiden in einem Atem nennen? Jedenfalls weckt der Name Rohling in unsereinem lebendige Erinnerungen. Ist er nicht der Vater des Antisemitismus, so jedenfalls ein Vater der Ritualmordprozesse, sofern die wahnwitzige Beschuldigung der Juden, daß sie zu ihren rituellen Zwecken Christenblut verwendeten, an ihm, dem Prager Professor, ihren sachverständigen Befürworter fand. In den siebziger und achtziger Jahren spielten seine Talmudbroschüren ihre Rolle. Uns sind sie am nächsten gekommen durch die leidenschaftlichen Gegenschriften des Leipzigers Alttestamentlers Franz Delitzsch: „Rohlings Talmudjude" „Schachmatt den Blutlügnern Rohling und Justus" „Was D. A. Rohling beschworen hat und beschwören will" „Neueste Traumgesichte des alttestamentlichen Propheten" (vgl. CW 1890 Nr. 20). Ein Dr. Bloch, junger Rabbiner und Abgeordneter, hat unter Verzicht auf seine Immunität damals Rohling des Meineids beschuldigt. Nöldeke und August Wünsch traten vor Gericht als christliche Gutachter auf; Rohling mußte seine Klage gegen Bloch zurückziehn, damit war er erledigt. Ein „Namensretter und Verehrer" jenes Dr. Bloch hat es nun fertig gebracht, den alten Mann zu interviewen. Der Bericht ist bezeichnend für beide Teile. Aber die Ritualmordlegende ist leider noch nicht tot, das hat jüngst erst wieder ein langer Prozeß in Mähren bewiesen, der, auf Kindesaussagen gegründet, mit restloser Freisprechung endete. Schlägt man in RGG² „Ritualmord" nach, so scheint mir das Mitgeteilte ungenügend, ein wenig mehr (von demselben Verfasser) bot die erste Auflage. (S. Sp. 190.) R

Kleine Mitteilungen

Zu dem Aufsatz „Eine Psychotherapie für Pfarrer" sei hingewiesen auf einen Literaturbericht des Privatdozenten der Medizin Dr. Willi Enke im neuesten Heft (3, 1) der „Theolog. Rundschau": „Die Bedeutung der medizinischen Psychologie für die Seelsorge." (Tübingen, Mohr.) Ein einschlägiger Artikel von Dr. Johannes Neumann folgt in unsrer nächsten Nummer.

Die Heimvolkshochschule Habertshof bei Elm, Kr. Schlüchtern, hält vom 12. April bis 11. Juli wieder einen Lehrgang für junge Arbeiter und Angestellte ab. Sie lernen da allerhand über Wirtschaftskunde, Sozialpolitik, Arbeitsrecht, öffentliche Wirtschaft, Arbeiterbewegung, Staatskunde, gegenwärtige Weltpolitik, Pädagogik, Kunst als Ausdruck unseres Lebensgefühls, Neue Dichtung, Verhältnis der Geschlechter usw. Kosten, alles eingeschlossen, monatlich 70 M. Es gibt auch Ermäßigung. Auskunft erteilt die Geschäftsstelle des Schulheims Habertshof Elm, Kr. Schlüchtern.

Unsre „Wöchentliche Chronik" berichtete in Nr. 2 Sp. 94 über die Trauung eines Nationalsozialisten in Ludwigshafen. Wie wir von zuverlässiger Seite erfahren, war der zu Grunde liegende Pressebericht teils falsch, teils ungenau. Der amtierende Pfarrer hat nicht mit dem Faschistengruß gegrüßt und ist nicht mit diesem Gruße empfangen worden. Er hatte sich bei der Anmeldung der Trauung Demonstrationen zu Gunsten der Partei ausdrücklich verbeten und eine Zusage vom Bräutigam erhalten. Die Fahne wurde, ohne daß der Pfarrer es wußte, in die Kirche getragen, auch der Bräutigam hatte von der Absicht, die Fahne mit in die Kirche zu bringen, keine Ahnung. Der Pfarrer gehört keiner politischen Partei an. Er stellte fest, daß in seinen etwa tausend bisher gehaltenen und zuerst niedergeschriebenen Predigten sich nachweislich kein einziges parteipolitisch Stellung nehmendes Wort findet, hat auch sonst nie in und außer dem Amte Parteipolitik getrieben, sich trotz besonderer Bitten dem Christlichen Volksdienst versagt. Interessant ist, daß dieselbe sozialistische Zeitung, die in diesem Falle eine wilde Hetze gegen den Pfarrer entfachte, wenige Jahre zuvor dem gleichen Pfarrer seine politische Unabhängigkeit ausdrücklich bescheinigte, als er es trotz Drängens von einflußreicher Seite unbedingt ablehnte, bei gottesdienstlichem Anlasse in Sachen der Fürstenenteignung rechtspolitisch Stellung zu nehmen. — Im vorliegenden Falle stand die Braut des Nationalsozialisten früher mehrheitssozialistischen Kreisen nahe. Gleichzeitig mit der Agitation gegen den Pfarrer veröffentlichte die Zeitung eine Anzeige, in der die Protestanten (!) unter Hinweis auf den Fall zum Austritt aus der Kirche und zum Eintritt in den „großen Deutschen Freidenkerverband" aufgefordert werden. — So weit unser Gewährsmann. Es ist doch ein starkes Stück Verdrehung der Tatsachen, die sich das Blatt (es handelt sich um die „Pfälzische Post") erlaubt hat. Ungefähr von allem ist das Gegenteil wahr. Wie stand es um die Berichtigung am gleichen Orte? Und wie weit dringt eine solche Berichtigung, nachdem sie erfolgt ist, weiter auf demselben Wege, den zuerst die Falschmeldung ging? Man rührt hier an einen der wundesten Punkte unsres Nachrichtenwesens. R

Versammlungskalender

9.—14. April Studentenbund für Mission Halle
26.—28. Mai Evangelisch-Sozialer Kongreß Duisburg
26.—31. Mai Internationaler Religionspsychologischer Kongreß Wien

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Evangelischer Diakonieverein E. V.
Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 8
(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege. Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege. Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Zur theologischen Lage in U. S. A.

erzählt D. Erich Stange im Februar-Heft der von ihm herausgegebenen „Pastoralblätter" (Verlag C. L. Ungelenk, Dresden-A. 27) einige Reiseeindrücke, die vor allem den überraschend starken Einfluß neuester deutscher Theologie im kirchlichen Leben Amerikas erkennen lassen.

Das Heft vermittelt im übrigen einen Eindruck von der Mannigfaltigkeit der Aufgaben des modernen Pfarramtes und von der Reichhaltigkeit der Zeitschrift (jährlich 700 Seiten, portofrei M. 10.—). An einen Aufsatz von Studiendirektor Scheller-Naumburg über die Weiterbildung des Pfarrers schließen sich „Bausteine für den Konfirmandenunterricht", Taufreden (von D. Hesselbacher und Dr. von Schwartz), Passionsandachten aus der Feder des bekannten Leipziger Pfarrers Fiebig, sowie homiletische Beiträge für Predigt und Kindergottesdienst von Invokavit bis Judika an.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Postitarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 1. März

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Buchhandlung **Georg Arnold, G. m. b. H., Berlin** über die **„Propyläen-Weltgeschichte"**, sowie ein Verzeichnis »**Neue Theologica**« des **Leopold Klotz Verlages, Gotha** bei.